

Der
Schmied
Roms



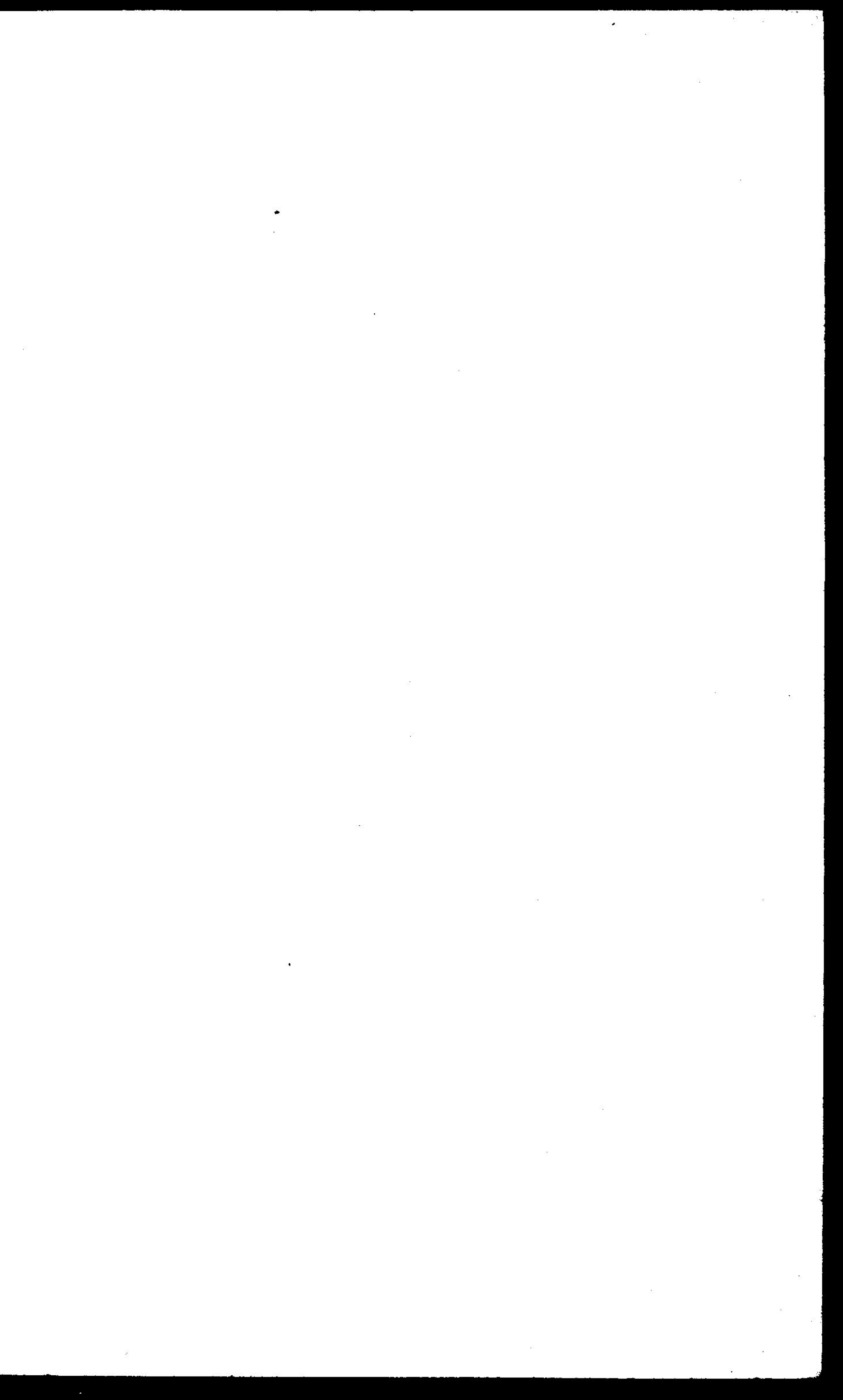






Der Schmied Roms

von Rumpelstilzchen







Männer machen die Geschichte!

Roma agosto 1927 – Anno V

Mussolini

Der Schmied Roms

von

Rumpelstilzchen

36.–50. Tausend

Brunnen-Verlag / Karl Winckler / Berlin
1929

Druck von Oskar Leiner in Leipzig

1.

Vor vier Jahren verlangte ich in einer Hotelpension in Rom meine Rechnung. Für uns beide, meine Frau und mich, war ein Tag zuviel darauf verzeichnet. Auch in Italien „nimmt man's von den Lebendigen", wie unsere Redensart lautet; Fremde werden überall in der Welt übervorteilt. Ich wollte es mir aber nicht gefallen lassen. Ich sagte der herzugerufenen Padrona, nun gut, ich bliebe also den einen Tag länger, aber dann müßten mir die beiden Schlafwagenkarten erster Klasse nach Venedig, die dadurch verfielen, ersetzt werden. Ein Achselzucken, ein Lächeln war die Antwort.

Die Unterredung ging höflich weiter. Ich bewies immer wieder, daß man sich verrechnet habe. Alles vergeblich.

Da kriegte ich es mit dem Zorn und schrie: „Wenn ich in zwei Minuten nicht die richtige Rechnung habe, gehe ich zu Mussolini, ich bin der Oberfaschist von Deutschland!"

Wie ich auf diesen Unsinn kam, weiß ich nicht.

Aber im selben Augenblick wurde die Rechnung korrigiert, die Padrona bat ergebenst um Entschuldigung.

Noch niemals ist mir der fabelhafte Eindruck, den der Duce auf sein Volk macht, so sinnfällig demonstriert worden. Jedermann in Italien reißt sich bei der Nennung seines Namens zusammen. Er, Mussolini, mag nicht von allen vergöttert, mag von vielen

gehaßt werden, aber von seiner Allmacht und Allwissenheit und Allgegenwart ist jedermann im Unterbewußtsein überzeugt.

Am selben Tage hatte ich ihn zum ersten Mal in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen. General Gandolfo, einer der Großen des Faschismus, war gestorben, sein Leichenkondukt ging durch die ganze Stadt. Um dergleichen zu inszenieren, braucht der Römer keinen Reichskunstwart. In der ewigen Stadt hat von vornherein alles Monumentalität. In dem Zuge schritt hinter dem Sarge her Mussolini in schlichtem Gehrock, barhäuptig, anderthalb Stunden in langsamstem Schritt. Nichts war abgesperrt, keine Polizei hielt die Menge fern, die in natürlicher Disziplin die Straßen säumte. Jeder Römer konnte Mussolini minutenlang ins Auge sehen.

Ich sog mit den meinen mich in ihn fest. Ich wollte den Mann ausschöpfen. Ich wünschte ihn in mich aufzunehmen.

Von überragender Geistigkeit, die ich suchte, erkannte ich damals noch nichts. Bei Leichenbegängnissen hat auch ein Mussolini natürlich nur das eherne Photographiegesicht, das nichts aus der Gedankenwerkstatt des Menschen verrät. Ich sah nur den stämmigen untersetzten Volkstribun, dem nach seinem Äußeren niemand nachsagen kann, daß er Merkmale der Verkümmerung aufweise. Auf den breiten Schultern sitzt ein energisch gemeißelter Kopf mit den Kinnbacken eines Über-Napoleon; ein Paar stählerne

Schmiedefäuste, denen man es ansieht, daß sie zupacken und zuhauen können, fallen ebenso auf.

Im Auslande, vierzehn Tage später, traf ich versprengte „rote“ Italiener, Hasser Mussolinis. Sie versuchten mir das Bild dieser Kraftgestalt zu verrücken. Er sei nur eine zerfressene Mumie, sagten sie; höchstens noch ein Jahr werde er leben; er habe Krebs, er habe Lues, sein Schicksal sei besiegelt. Aber er lebt noch heute und hat erst im vorigen Jahre wieder einen gesunden Sohn gekriegt. Sein viertes Kind. Jetzt, 1929, bekommt er das fünfte.

Mir ist Mussolini jedenfalls als Mann von unverwüsteter Kraft erschienen.

Dann habe ich den Duce, am letzten August vor einem Jahre, selber auch sprechen können. Nicht etwa zum Zwecke des Interviewens, sondern um einen wirklich persönlichen Eindruck von ihm zu erhalten.

Es ist einer der größten Eindrücke meines Lebens geworden.

Nun war Mussolini nicht mehr der Unbewegliche, sondern der Federnde, körperlich wie geistig. Wir wurden in wenigen Minuten warm. Er spricht ein gutes Französisch und kann sich auch auf Deutsch verständlich machen. Zunächst nur die üblichen verbindlichen Fragen; wie man eben einen Ankömmling aus dem Auslande begrüßt. Also Mussolini fragt mich nach meinen früheren Italienreisen, hört, daß ich zum siebenten Male südlich der Alpen bin, möchte wissen, was mir da so gefällt.

Ach, sage ich, ehrlich gestanden, ich bin kein Museenläufer. Ich habe natürlich so meine paar Lieblingssachen, die ich immer wieder sehe. So die Büste der jungen Vestalin im Vorhof des Nationalmuseums, die wie ein reines deutsches Märchenkind aussieht. Im übrigen interessiere ich mich mehr für Landschaft, Wirtschaft, Volk, Heer.

„Jawohl! Leben! Leben!", ruft da Mussolini deutsch und strahlt.

Er ist ganz Leben.

Ihm geht es nicht um den Schein, sondern um das Sein seines Volkes. Aber er benutzt alle Mittel des Scheins, um das Sein zu sichern. Alles Theatralische in seinem Wirken ist nur Mittel zum Zweck, die Seinen mit fortzureißen. Aus dem kleinen Italien will er das große Rom schmieden. Deshalb hämmert er auch die Menschen, bis sie zu Klammern des Bauwerks werden. Schon sind sie ganz anders gehärtet als noch vor wenigen Jahren. Sie schauen ohne Wimperzucken in das Morgenrot der Zukunft, obwohl er ihnen nicht verschweigt, daß sie blutig sein wird. Er ist der einzige europäische Staatsmann, der es verschmäht, den Schein des ewigen Friedens an die Wand zu zaubern, unter dem das Sein einer männlichen Nation erstirbt. Er glaubt an keine Weltabrüstung, er sieht noch keinen Silberstreifen am Horizont. Er predigt harte Arbeit; und zeigt harten Kampf.

Niemand hat ihm, als er vor 47 Jahren in Dovia in der Romagna als Sohn des Dorfschmieds und

Ortsschulzen geboren wurde, die heutige Zukunft prophezeit.

Allenfalls die zarte Mutter, die wir uns ruhig als eine Madonna von Raffael vorstellen mögen, schaute versonnen in dem Jungen die künftige Größe. Sie war die Lehrerin der Dorfjugend, hat auch ihrem Benito den ersten Unterricht erteilt. Nachher hat er selber die Lehrerprüfung bestanden und in einem Leben voll leidenschaftlichen Studierens, in das auch Nietzsche und Kant und Goethe eingeschlossen waren, seine Kenntnisse gemehrt.

In Dovia schien er nur ein Junge wie alle anderen auch zu sein. Unbändig wie alle in der Romagna. Mehr noch als die Kameraden soll er die Mädchen gezwickt, den Buben die Fäuste gewiesen haben. Sonst aber unterschied er sich von ihnen nicht.

Es sei denn durch seine Geschicklichkeit im Wiederherstellen, durch eine Art schöpferischen Vermögens. In Italien ist Bescherung immer am Dreikönigstage, am 6. Januar. Da bekamen die reicheren Dorfkinder in Dovia ihre Spielsachen, der arme Benito allenfalls ein paar Apfelsinen zum Fest. Aber wenn die anderen schon Mitte Januar ihre Geschenke glücklich zerstört und weggeworfen hatten, suchte er sie sich buchstäblich vom Müll zusammen und bastelte unermüdlich daran herum. Auf einmal hatte er alles wunderschön wieder heil, die Puppe, die Eisenbahn, die Trompete. Ein alter Onkel meinte, der Junge könne einmal vielleicht Chirurg werden, denn er sei handfertig und sorgsam.

Natürlich werden nachträglich jetzt sehr viele Anekdoten aus seiner Kindheit und Jugend erzählt, aber die Wiedergabe der mangelhaft beglaubigten Geschichten lohnt kaum.

Jeder Mensch in dem kleinen Dorf will heute natürlich Mussolinis bester Freund gewesen sein. Alle Frauen der umliegenden Orte wollen als Mädchen vorzugsweise mit ihm getanzt haben.

„Das ist nicht wahr," sagt die Frau des Gastwirts, „Benito hat nicht getanzt; er blieb immer für sich."

„Aber doch manchmal?"

„Ja, nun, ein bißchen. Und dann schaute er zur Erde und ging weg. Übrigens schaute er immer zur Erde. Er lernte immer. Sehen Sie das Haus da auf halber Höhe, das alleinstehende? Ja, das Bauernhaus. Es gehörte seiner armen Mutter. Da hatte sich Benito einmal sechs Monate lang eingeschlossen, kam überhaupt nicht heraus, lernte immerzu. Er war ein Junge, der seinen Willen hatte. Oft zog er in der Schmiede, die das Erdgeschoß einnahm, den Blasebalg. Ich habe ihn auch mit dem Hammer in der Hand gesehen."

Das ist richtig. Wer auf Symbolik etwas gibt, der mag sich seinen Vers daraus machen. Benito Mussolini, wie er rotglühendes Eisen hämmert, bis es hart und schwarz ist und die Form erhalten hat, die er will. Benito Mussolini, der später als Sozialist in rote Genossen die Erkenntnis schlug, daß nicht die Klasse, sondern die Nation die Heimat ist. Der so zum nationalen Duce wurde, zum Führer, zum Dik-

tator, zum Umschöpfer des Staates und der Volksseele.

Das verstehen die Leute in Dovia vielleicht nicht ganz. Sie erinnern sich mehr an unpolitische Dinge. Und es klingt uns Nordländern fast etwas lächerlich, wenn sie mit besonderer Wichtigkeit sagen:

„Und Benito ist immer ehrlich gewesen, obwohl er ein ganz armer Schlucker war."

Den Wein, erzählen sie, habe er wenig geliebt. Er hatte dafür seine Bücher. Mussolini ist noch heute darin ganz auffällig unitalienisch, ist gegen den Zauber der alten Weinschenken gefeit. Das, was wir „Stammtisch" nennen, hat er nie gekannt. Er hat nie stundenlang im Café Aragno in Rom gehockt, wo doch sonst alle Politiker und sogar fremde Diplomaten wie der französische Botschafter Barrère ihre Börse hatten. Er hat oft geredet, nie geschwatzt.

Einmal kommt der damals ganz junge Lehrer Mussolini, die Jacke umgehängt, in einer Kleinstadt daher, schlendert zum Markt, wo viel Volks versammelt ist. Die Leute, die ein Garibaldi-Denkmal enthüllen wollen, sind in Unruhe. „Was ist los?", fragt Mussolini. O mein Gott, der Festredner sei ausgeblieben. „Wenn's weiter nichts ist!", sagt Mussolini, zieht die Jacke an, schwenkt die Mütze und legt aus dem Stegreif los, spricht anderthalb Stunden und spricht so hinreißend, daß die Leute nie etwas Schöneres gehört zu haben vermeinen. Es ist immer, als wenn er feurigen Wein getrunken habe,

und den Hörern ist es, als werde feuriger Wein ihnen eingeflößt.

Dabei ist er tatsächlich einer der nüchternsten Menschen. Er trinkt Milch; und wenn er nicht regiert, nicht redet, nicht Sport treibt, so liest er. Nicht nur Dichter und Philosophen aller Völker, sondern auch Nationalökonomen und Historiker. Er zitiert sie selten, denn ihm selber strömt die Fülle der Bilder in seinen Reden und Erlassen nur so zu.

Aber ein schönes Zitat, das dem deutschen Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke entstammt, hat er mir in seiner monumentalen Handschrift auf das Bild geworfen, das er mir nach unserer Unterredung damals im August schenkte. Es erinnert uns an die bekannte Überzeugung Bismarcks, daß nicht Reden und Majoritätsbeschlüsse ein Volk vorwärts bringen, und es ist auch das eigentliche Glaubensbekenntnis Mussolinis, nach dem er zu handeln pflegt:

„Männer machen die Geschichte!"

2.

Wenn Männer die Geschichte machen, so müssen es auch wirkliche Männer sein. Es geht nicht ohne die sogenannten primitiven Mannestugenden, zu denen in erster Reihe Tapferkeit und Todesverachtung gehört.

Attentate und Verwundungen hat Mussolini achtlos abgeschüttelt, wie andere Leute irgend ein Insekt lässig verscheuchen. Sehr gegen seinen Willen ist man jetzt in Rom mehr als früher darauf bedacht, den Duce gegen die Öffentlichkeit abzuschließen und ihn dadurch zu schützen.

Trotzdem kann ihn jeder sprechen. Er empfängt unermüdlich. Das Eindruckmachen ist ja doch sein Handwerk.

Dazu gehört auch alles das, was uns spielerisch am Faschismus erscheint, der römische Gruß des Handaufhebens, das „Eia, eia, allala" des Zurufs und das übrige Brimborium.

Man muß das Kind im Manne, das Kind im Volke suchen. Auch in Deutschland gibt es ja politische „Orden" mit einem von den Mitgliedern sehr ernst genommenen Ritual. Der heutige Römer will genau so wie der des Altertums Brot und Spiele; und zu den Spielen gehört auch das „Eia, eia, allala", der erhobene rechte Arm, das schwarze Hemd. Dieses ist übrigens Überlieferung. Es erinnert an die Rothemden Garibaldis, der in seinem glühenden Patriotismus noch heute als Vorläufer Mussolinis gilt.

Auch unsere Kommunisten kommen ohne solche Erkennungszeichen nicht aus. Sie erheben zum Gruße die geballte Faust.

Durch ein Spalier geballter Fäuste zu gehen, stelle ich mir als nicht gerade sehr erhebend vor. Aber ein Spalier erhobener rechter Hände, von aufrechten Männern, die einen frei ansehen, während man bei uns zu Lande gezogene Hüte und gebeugte Rücken sieht, ist schön. Als ich durch die Korridore im Palazzo Viminale zu Mussolini ging, konnte ich das so recht von Herzen beobachten.

Zuerst war ich im Palazzo Chigi gewesen, dem Auswärtigen Amt, dem eigentlichen Sitz des Duce, und hatte dort den Empfehlungsbrief, den mir die Italienische Botschaft in Berlin erteilt hatte, abgegeben. Es ist ein alter österreichischer Palazzo. In diesen hohen Palästen in Rom umschauert einen sofort die große Vergangenheit der ewigen Stadt; in den Marmorhallen stehen Skulpturen, die nach Kaiserzeit aussehen, an den Wänden hängen Bilder und Gobelins mindestens aus dem Cinquecento, und der nicht ganz unempfängliche Besucher ist alsbald von Ehrfurcht erfüllt.

Mussolini ist nicht da. „Man weiß das nie im voraus," sagt mir der Graf Capasso Torre, „heute zum Beispiel ist er in Triest." Ich möge jedenfalls meine Adresse hinterlassen.

Gut, ich bleibe nicht im heißen Rom, ich fahre an die See. Dort bekomme ich ein Telegramm: „Capo del Governo la riceverà mercoledi 31 corrente

Palazzo Viminale ore undici." Also das Haupt der Regierung wolle mich am Mittwoch, dem 31. des Monats, im Palazzo Viminale um 11 Uhr empfangen. Mit diesem Telegramm komme ich an, 5 Minuten vor 11, werde von einer erhobenen Hand zur anderen durchgeschleust und stehe Punkt 11 Uhr vor Mussolini. So geräuschlos und militärisch flüssig habe ich noch nie in meinem Leben eine Audienz bekommen. Und bei anderen Audienzen habe ich selten in wenigen Worten so Klares gehört.

„Das Italien der Zukunft, das ich schmiede, ist ein lateinisches Preußen, militarisiert und zentralisiert, belebt von einem glühenden nationalen Geiste."

Es wird einem weh und stolz dabei. Weh, weil es heute jenes Preußen nicht gibt, das der Duce meint. Stolz, weil das alte zertrümmerte immer noch Vorbild ist, für eine aufstrebende junge Nation, die in ihrer Geschichte viel mit uns gemeinsam hat.

Aber derselbe Benito Mussolini, der jetzt, nachdem die Entente den verruchten deutschen „Militarismus" zerschlagen hat, ihn in Italien als römischen Militarismus wieder aufrichtet, weil er im Grunde weiter nichts ist als organisierter Patriotismus, hat nicht immer so gedacht.

Es gab Zeiten, wo Mussolini die Kriegsdienstverweigerung in flammenden Reden empfahl. Wo er, damals, als Italien zum Kriege gegen die Türkei und zum Zuge nach Tripolis rüstete, die Arbeiterfrauen aufrief, sie sollten sich vor die Transportzüge werfen.

Welch eine unbegreifliche Wandlung . . .

Man muß sein Leben und sein Wandern verfolgen, um das zu verstehn. Er hat nicht etwa vom Sozialismus zum Nationalismus so umgelernt, wie bei uns manche sich umgekehrt zum November 1918 schnell bekehrt haben. Sein Tag von Damaskus war das Ergebnis eines langen Entwickelungsprozesses, der bei ihm schon in jungen Jahren begann. Er hat nicht nur die soziale, sondern auch die nationale Not seines Volkes zu einer Zeit begriffen, wo andere Italiener noch stumpf blieben.

Er war vor dem Kriege 1914 das anerkannte Haupt des Sozialismus in Italien. Herausgeber des „Avanti", des italienischen „Vorwärts". Aber eines hatte er schon immer gewußt: daß es einen Landesfeind gibt.

Das ist es, was bei uns von den Sozialisten geleugnet wird. Sie kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt, wie Crispien wörtlich gesagt hat. Daher kennen sie auch keinen Feind dieses Landes. Mit irgend einer anderen Klasse im eigenen Volke glauben sie keinen Frieden schließen zu dürfen, wohl aber rechnen sie auf eine Herzeinigkeit mit der ganzen fremden Welt, unseren Erbfeind Frankreich eingeschlossen.

Schon im Jahre 1905, als junger wiederholt vorbestrafter Sozialist, der die Landstraßen und die Gefängnisse kennen gelernt hatte, in Italien, in der Schweiz, in Österreich, schrieb Mussolini nach dem Tode der Mutter, der ihm die Befreiung vom eben angetretenen Militärdienst zur Unterstützung des zu-

sammengebrochenen Vaters einbrachte, seinem Hauptmann einen Brief, in dem es heißt:

„Es ist gut, sich jener Helden zu erinnern, die mit ihrem Blut die Einheit des Vaterlandes gekittet haben; aber es ist noch besser, sich nicht damit zu begnügen, ein träger Nachkomme zu sein, sondern sich darauf vorzubereiten, den Barbaren des Nordens ein starkes Bollwerk aus Menschenleibern entgegenzustellen, wenn sie es versuchen sollten, Italien zu einem geographischen Begriff zu erniedrigen."

Unter diesen Barbaren versteht er die Österreicher.

Sie waren, dank der Länderpolitik des Hauses Habsburg, der Erbfeind Italiens. Ihnen allein, nicht uns hat Italien daher auch den Krieg erklärt, den der „sacro egoismo" gebot, die heilige nationale Selbstsucht. Dieser Kampf stand schon lange aus. Er war nur aufgeschoben gewesen, solange der Dreibund, die sorgsame Schöpfung Bismarcks, dies vermocht hatte. Auch einsichtige Deutsche hielten ihn für unvermeidlich.

Noch bis 1859/1866 hatten die reichsten italienischen Provinzen, die Lombardei und Venetien, zu Österreich gehört.

Sogar südlich davon gab es ferner in einzelnen Städten in der damaligen Zeit, die die älteren Italiener noch erlebt haben, österreichische Garnisonen, also besetztes Gebiet; und in italienischen Fürstentümern Regenten aus österreichischem Hause.

Und noch 1914, nachdem jene Gebiete längst dem geeinten Italien anheimgefallen waren, gab es eine Irredenta, ein unerlöstes Italien. Den rein italieni-

schen südlichsten Teil Tirols von Salurn bis zum Gardasee, die rein italienische Küste von Istrien und Dalmatien.

Mussolini agitierte einst unter Landsleuten auf österreichischem Gebiet, nicht etwa, um sie gegen Österreich zu verhetzen, sondern um sie für den Sozialismus zu gewinnen. Er wurde verhaftet, verurteilt, eingesperrt. Noch heute wird er kalkweiß im Gesicht, wenn er davon spricht. Es geht ihm so wie heute etlichen Deutschen im Ruhrgebiet, wenn sie sich der Hiebe mit der Reitpeitsche erinnern, die sie von Franzosen erhalten haben. In dem k. u. k. Gefängnis hatte Mussolini sich „sehr ordentlich" betragen, hatte nur deutsche Bücher und Maupassant verschlungen. Aber als er herauskam, da brauste er auf:

„Die Grenze liegt nicht bei Ala!"

Daraufhin bekam er seine Ausweisung, über Ala hinaus. Er durfte nie mehr seine Landsleute in Trient besuchen. Das ist etwa so, als wenn wir heute nicht nach Danzig dürften.

Hier liegt die Erklärung für seinen Umschwung nach Beginn des Weltkrieges. Er kochte vor Zorn, als er sich vorstellte, Italien müsse an der Seite Österreichs kämpfen oder auch nur neutral bleiben. Das unerlöste Italien schrie nach ihm. Er allein hat es fertig gebracht, die Mächtigen seines Landes und die Bündnisgetreuen herumzuwerfen und auch seine antimilitaristischen Genossen für den Krieg zu begeistern. Für die Zukunft des Vaterlandes gab er die eigene Gegenwart hin, Stellung und Brot. Er

verlor die Leitung des „Avanti“, die den unbelehrbaren Roten verblieb, er gründete den „Popolo d'Italia“ mit den bescheidensten Mitteln und hungerte sich durch.

Es ist eine lächerliche Verleumdung, behaupten zu wollen, die Franzosen hätten Mussolini bestochen. Dann hätte er ein Klubsesseldasein gehabt. Dann hätte er ein Millionenunternehmen aufziehen können. Statt dessen hauste er mit der gesamten Schriftleitung in elenden zwei Zimmern auf Kisten.

Die Italiener sind keine kriegerische Nation.

Sie müssen von einer gewaltigen Energie — Männer machen die Geschichte — in den Kampf ums Dasein hineingehämmert werden.

Sie haben sich schlecht und recht geschlagen. Mit den Österreichern. Als wir Deutschen 1917 mit unserer Herbstoffensive über sie kamen, liefen sie in panischem Entsetzen durch 23 wohlausgebaute Stellungen zurück. Mit uns wollten sie gar nichts zu tun haben. Wir aber hielten den Bundesgenossen selbstverständlich die Nibelungentreue. Das Verhängnis traf dann auch die braven Österreicher, die unter dem Völkergemisch und dem Hause Habsburg mit seiner undeutschen Politik immer gelitten haben. Im Herbst 1918 konnten die Italiener den Erfolg ihres „sacro egoismo“ einheimsen.

Aber sie wurden von der Entente um den größten Teil des Siegespreises betrogen. Zwar konnte im Norden die Grenze bis zum Brenner vorgeschoben werden, jetzt bis weit in das deutsche Tirol hinein.

Aber schon der Erwerb von Fiume gelang erst nach einem besonderen Handstreich. Und im nahen Orient blieb die versprochene Ernte aus.

Noch heute hat Italien eine große Irredenta: Nizza, Corsica, Tunis. Und es hat keine Rohstoffe, kein Siedelungsland.

Also hat es noch eine Aufgabe. Mussolini will sie lösen. Jetzt heißt der Landesfeind Frankreich.

Den Krieg selbst hat Benito Mussolini, nachdem er ihn endlich durchgesetzt, nicht am Schreibtisch mitgemacht, sondern als einfacher Soldat an der Front. Eines Tages wird er, ein blutiges, schmutziges Bündel, auf einer Bahre zu den Ärzten gebracht. Er hat zahlreiche Verwundungen, an der rechten Schulter, dem rechten Schenkel, am Handgelenk, am linken Bein. Verschiedene Splitter müssen extrahiert werden. Das Schienbein wird aufgemeißelt. Der Verwundete hat 40,5 Grad Fieber.

Aber er weigert sich, Chloroform zu nehmen. Bei vollem Bewußtsein wird er operiert.

Er preßt die gewaltigen Kinnladen zusammen. Nur ein „accidenti“, ein „verflucht“, zischt durch die Zähne. Wenige Minuten später hat er wieder einen Scherz auf den Lippen. Das Vorbild, das Vorbild! Er will zeigen, wie ein Römer zu kämpfen und auszuhalten versteht. Niemand soll ihn eine Memme nennen. Wer sich vermaß, das neue größere Italien zu schaffen, der darf nicht vor dem Messer des Arztes erbleichen.

Das neue Italien aber nach dem Kriege — erweist sich als ein anarchischer Trümmerhaufen . . .

3.

Der schwer zusammengeschossene Mussolini konnte erst nach vielen Monaten auf Krücken das Kriegslazarett verlassen.

Der rastlose Mensch hatte natürlich nicht gefeiert. Er hatte viel gelesen, viel geschrieben, hatte die Anfangsgründe des Englischen und Russischen sich anzueignen versucht. Außerdem besuchten ihn ständig Politiker und Offiziere. Auch seine Gattin und seine damals zwei Kinder waren, sobald er erst im großen Hospital in Mailand sich befand, nahezu täglich bei ihm. Schmerzen schien der bleiche Mann nicht zu kennen.

Sein behandelnder Arzt, Dr. Binda, erzählt:

„Ich weiß nicht mehr, wer von den großen Klinikern oder Denkern gesagt hat, daß die notwendigste Medizin für die Heilung der Wille ist. Niemals konnte ich so wie im Falle Mussolini die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt finden. In seinem Körper blieben und sind jetzt noch Splitter am rechten Oberarmknochen, am rechten Schenkel und Schienbein und an der linken Hand. Und manchmal machen sie sich noch fühlbar."

Man merkt so etwas besonders beim Reiten. Trotzdem jagt Mussolini fast jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe zunächst einmal zu Pferde über alle Hindernisse im Sprunggarten. Er ist sehr muskulös, wird aber nie fett werden. Er betreibt jeden nur möglichen Sport. Noch in den letzten Jahren hat er

— man bedenke, Seine Exzellenz, der Herr Ministerpräsident — fliegen gelernt.

In Rom stand ich einmal, im Spätsommer 1925, im Gespräch mit einem jungen italienischen Major zusammen, der wie auch ich im Kriege der Fliegerwaffe angehört hatte. Wir plauderten ganz kameradschaftlich, was man mit Italienern sehr gut kann, denn vor der deutschen Leistung haben sie allerhand Hochachtung und nur den Österreichern gegenüber sind ihre Gefühle stark voreingenommen. Dieser Italiener sagte mir stolz, daß sein Luftminister Mussolini selber das Flugzeug meistere, das solle man doch erst in anderen Staaten einmal nachmachen.

Es ist gar nicht zum Verwundern, daß diesen Leuten geradezu taumelig zu Mut wird und daß sie sich sagen: bei Gott und Mussolini ist kein Ding unmöglich. Der ehemalige Volksschullehrer Mussolini ist der größte Pädagoge seines Volkes geworden; denn er lebt ihm die Lehre vor, daß eiserner Wille alles vermag.

Das ist auch sehr nötig gewesen.

Denn als Mussolini auf Krücken wieder in das Leben hineinhumpelte, als dann endlich auch mit dem Frieden das größere Italien da war, da merkte er zu seinem Schmerze, daß es noch ganz das alte Italien war.

Das alte undisziplinierte Italien. Das Italien der tönenden Reden und der mangelnden Taten, das Italien der Korruption und der Verlotterung, das

Italien des Klassenkampfs und der gegenseitigen Zerfleischung. Das Italien der krakehlenden Gewerkschaftsbonzen.

Die gleiche Enttäuschung haben die Frontkämpfer ja auch in anderen Ländern nach dem Kriege erlebt, nicht am wenigsten wir Deutschen. General Foch hat einmal verächtlich gesagt, der Bolschewismus sei eine Krankheit nur der besiegten Nationen. Nun hatte Italien den Krieg aber doch trotz mancher Niederlagen gewonnen, und dennoch ging im Lande alles den Weg der Zerstörung statt des Aufbaus.

Im Sommer 1921, zum ersten Mal wieder drüben, habe ich mir das angesehen. Rot war Trumpf. Schlendrian war Trumpf. Im Parlament wurden Reden gehalten, im Lande hatte die Regierung nichts zu sagen.

Während doch heute, unter der straffen Herrschaft des Faschismus, die Züge auf die Minute pünktlich verkehren, was nicht einmal vor dem Kriege jemals erreicht worden ist, war es zunächst nach dem Kriege, unter dem parlamentarischen Regime, ganz anders. Da wird der Schnellzug von Rom nach Genua abgelassen. Plötzlich hält er am späten Abend in Civitavecchia und fährt nicht weiter. Alles aussteigen! Warum? Ja, da sitze ein Minister und ein Oberrichter im Zuge; solche Schweine fahre man nicht. Die Lokomotive pfeift wie wild, geht ab, kommt wieder, spannt sich am anderen Ende vor und schleppt den Zug zurück nach Rom. Die Reisenden müssen bei Nacht und Nebel in Civitavecchia ins

Städtchen und können sehen, wo sie bleiben. Oder ein ganz ähnliches Erlebnis aus Genua, wo ein Zug nach Mailand abfahrtbereit am Bahnsteig steht. Alles wieder aussteigen! Warum? Ja, da sitze ein Offizier und ein Priester im Zuge; solche Schweine fahre man nicht. Nichts zu machen, der Staat ist machtlos. Wer es dazu hat, der nimmt sich nun ein Auto für die Reise, die armen Teufel aber können sich nach Hause trollen.

Noch ärger als im Verkehr ist es in der Wirtschaft. Es kommt zu gewalttätiger Besetzung der Fabriken, um sie zu sozialisieren. Die Folge ist Stockung der Arbeit. Die italienische Währung erhält den ersten starken Stoß, die Inflation beginnt. Die Reichen können sich noch helfen. Die Armen aber sind verraten, und auch der Mittelstand verarmt.

Das alte Schlagwort „Sozialismus ist Arbeit" erweist sich als leere Redensart. Mussolini sieht rundum etwas anderes: Sozialismus ist Bereicherung weniger Führer auf Kosten der Masse und ist Ruin der gesamten Wirtschaft.

Mussolini ringt innerlich mit den Problemen. Er schult politisch seine Frontkämpfer.

Vielleicht denkt er schon da an die verschiedenen mißlungenen und gelungenen Versuche anderer Völker, durch gewaltsames Eingreifen von Frontkämpfern einen verrotteten Staat wieder in Ordnung zu bringen. An den Marsch Ehrhardts nach Berlin, an den Marsch Envers nach Konstantinopel. Mussolini ist durchaus nicht original in allen seinen Taten, auch

wenn seine Anhänger natürlich glauben, alles das sei noch nie dagewesen, sei eben nur ein Genieblitz des göttlichen Duce. Mussolini ist Eklektiker, der das Gute nimmt, wo er es findet, aber es dann sofort italienisch formt.

Seit dem Frühjahr 1919 besteht bereits die faschistische Partei. Sie ist noch unklar sozialistisch, nur mit einem starken Tropfen Nationalgefühls gesalbt. In ihrem ersten Programm ist noch von Völkerbund und Republik und Abrüstung, von Abschaffung der Aktiengesellschaften, der Banken, des Großgrundbesitzes die Rede. Mit diesen alten Redensarten kann sie aber nicht eine Nation für sich gewinnen; die Partei bleibt klein, auf Worte gibt auch der Italiener nichts mehr, die Tat ist noch nicht da.

Aber man hat Waffen.

Sie stammen großenteils von den Fiumaner Freischärlern d'Annunzios. Diesem Manne ist Mussolini seither verpflichtet.

Der Dichter d'Annunzio gehört der Weltliteratur an. Er ist eine immense Begabung, aber ein jämmerlicher Charakter. Für uns nüchterne Nordländer gehört er zu den ekelhaftesten Erscheinungen des dekadenten Zeitalters, zu den ausgesprochenen Befleckungen der italienischen Nation. Er hat die auch bei uns vergötterte Eleonora Duse auf dem Gewissen, die größte Darstellerin und Seelenkünderin des Jahrhunderts, die er zu seiner Geliebten gemacht und geistig und finanziell ausgesogen hat. Dann warf er sie weg und verdiente noch ein schönes

Stück Geld mit einem Roman voll häßlicher Indiskretionen über sein Verhältnis zu ihr. Der Dichter d'Annunzio, eine zum Platzen eitle und hohle Persönlichkeit, hat immer nur an sich selber gedacht und dabei keinerlei moralische Hemmungen gekannt. Er haust noch heute in einer Villa in Tirol, die er samt allen Kunstschätzen einem Kinde Richard Wagners gestohlen hat, wobei es ihn gar nicht schiert, daß die Verachtung der ganzen Welt ihm dabei ins Gesicht gespieen worden ist.

Aber er ist ein Meister des Wortes, wie es wenige gegeben hat. Er ist der Tyrtäus der Italiener geworden. Seine geschwollenen Hymnen haben sie begeistert. Als er gar selber Kriegsfreiwilliger wurde, ein Fluggeschwader erhielt und damit über Wien erschien, kannte das Frohlocken keine Grenzen. Militärisch war der Flug völlig ergebnislos. Aber d'Annunzio hatte wenigstens die Gelegenheit, dabei eine Proklamation in echtem d'Annunzio-Stil abzuwerfen, „gegeben am Himmel über Wien am 9. August 1918".

Immerhin: der größte Dichter Italiens stellte sich in den Dienst des nationalen Gedankens; mit Recht danken es ihm die Italiener. Unser größter Dichter, wenn er es ist, Gerhart Hauptmann, stand dem Verzweiflungskampf der Nation eiskühl gegenüber. Wir haben im Weltkrieg keinen Körner gehabt. Der Italiens aber, d'Annunzio, ruhte auch nach dem Kriege nicht, sondern scharte seine „arditi" um sich, seine Stoßtrupps, und unternahm mit ihnen den sehr

theatralischen, aber schließlich doch erfolgreichen Zug nach Fiume.

Die Waffen dieser — wir würden sagen: Baltikumer — hat Mussolini geerbt. Er hat sie nie wieder hergegeben. Acht Jahre lang hat er auch dem Idol der Fiumaner Italiener gehuldigt, hat er alljährlich dem Dichter d'Annunzio wie einem Könige seine Aufwartung gemacht. Mussolini ist nicht, wie die meisten Zeitgenossen annehmen, impulsiv, sondern durchaus berechnend. Er versteht es, zu warten.

Erst in unseren Tagen hat er d'Annunzio abgeschüttelt. Jetzt braucht er den aufgeblasenen Narren nicht mehr. Der war für ihn zuletzt nur noch eine schwere moralische Belastung.

Dem norwegischen Dichter Johan Bojer hat Mussolini wörtlich darüber erklärt:

„D'Annunzios Rolle im literarischen Leben Italiens ist beendet. Er war ein Poseur, ein Spieler mit großen und schönen Worten, der Vertreter der Degeneration. Das Italien von heute kann solche Menschen nicht mehr brauchen. Wir benötigen Dichter, die mit dem Leben übereinstimmen, wir benötigen eine gesunde Literatur, die nicht den Lebenswillen verneint, sondern ihn stärkt. Diese neue Literatur wird in den kommenden zehn Jahren in Italien ihre Blüte erleben."

Mit d'Annunzios Waffen aber hat Mussolini einst den Bürgerkrieg in Dorf und Stadt gegen den sozialistischen Terror begonnen. Er selber war inzwischen in das Parlament gewählt worden. Seine

Leute draußen im Lande lieferten den Internationalisten erbitterte lokale Schlachten. Es kam zu gewaltsamen Besetzungen ganzer Städte im Sommer 1922, so von Bologna, Treviso, Rovigo, Novara. Das Kampfmittel der Gegner, das immer noch unfehlbar schien, hieß Generalstreik; ganz wie bei uns im März 1920 in den Kapp-Tagen. Nur ließ Mussolini sich dadurch nicht imponieren. Zum ersten Mal horchte die Welt hoch auf, als in der Großstadt Mailand um die Entscheidung gerungen wurde. Auch da war der Generalstreik angekündigt, aber Mussolini erklärte, am nächsten Morgen stünden 30 000 bewaffnete Faschisten vor der Stadt, — und der Generalstreik unterblieb.

Regierung und Parlament spielten in diesen Kämpfen eine klägliche Rolle. Man verhandelte, man unterhandelte, man entwarf, man projektierte; aber alles ging drunter und drüber, und das Land schrie nach einem Mann.

Benito Mussolini wußte, daß er dieser Mann sein werde.

Er hatte den Willen. Er hatte die Kraft.

Natürlich waren die anderen zahlenmäßig stärker. Auf der einen Seite die rote Linke. Auf der anderen das königliche Heer. Aber der eine Mann inmitten war ihnen überlegen. Auch im Parlament war er in einer kleinen Minderheit. Da saßen 35 Faschisten und 500 Gegner. Trotzdem gelang Mussolini Ende Oktober 1922 der große Schlag. Er mobilisierte seine Leute in Neapel, er eilte mitten während ihres Kon-

gresses nach Mailand, um sie auch dort auf die Beine zu bringen. Der Marsch der 30 000 auf Rom begann. Die Regierung, die keine Ordnung im Lande zu schaffen vermöge, solle zurücktreten. Die Faschisten seien zur Erbschaft bereit.

Und sie seien bereit, dies Erbe als Partei des königlichen Italiens zu übernehmen. Sie seien keine Republikaner, sondern nur gute Italiener. Das war Mussolinis endgültiger Tag von Damaskus, wo er seine Bekehrung vom Saulus zum Paulus bekanntgab.

In Rom ratlose Gesichter.

Noch hätte man nach dem Einmarsch die Bewegung unterdrücken können. Die Scharen der Faschisten waren zum Teil in öffentlichen Gebäuden einquartiert und massiert. Die Armee brauchte bloß zuzupacken, um der faschistischen Revolution Herr zu werden.

Die Generale waren dazu bereit. Alles wartete auf den Befehl — —

4.

Der Befehl zum Schießen kam nicht.

Das ist ein Satz, der immer historisch ist, wenn eine Revolution gelingt. Immer gibt es einen Augenblick der Lethargie, des Gelähmtseins bei den Verteidigern der alten Ordnung. Wer diesen Augenblick ausnutzt, der hat gewonnenes Spiel. Genau so war es ja am 9. November 1918 bei uns, wo die Entschlußkraft fehlte: die Zivilregierung, in der seit Oktober Demokraten und Sozialdemokraten saßen, verbot das Schießen, und das Militär gehorchte willenlos. In Rom hatte der Ministerpräsident de Facta auch den Kopf verloren. Unversehens war Ende Oktober 1922 Mussolini Herr der Lage.

In der Nacht zum 28. Oktober hatte er, nachdem das Kabinett zur Demission aufgefordert war, seine Kampfverbände mobilisiert, die Präfekturen Oberitaliens besetzt, den Marsch auf Rom befohlen.

In derselben Nacht beschloß das Kabinett, das bereits um seine Entlassung eingekommen war, für den 28. Oktober den Belagerungszustand für ganz Italien und Widerstand gegen Mussolini.

Der Beschluß wurde dem König unterbreitet, dem man aber, ganz wie vier Jahre zuvor dem deutschen Kaiser in Spaa, von verschiedenen Seiten erklärte: das bedeute den Bürgerkrieg.

Ein Zusammenstoß zwischen dem königlichen Heere und dem Volke der Faschisten werde von unabsehbarer Tragweite sein.

In dem Augenblick der Lethargie, aber selbstverständlich aus Sorge um das Vaterland, verweigerte Viktor Emanuel nun die Unterschrift unter das Kampfdekret und ordnete im Sinne seiner Berater an, daß ein Kabinett Salandra zum Verhandeln mit den Faschisten gebildet werde. Damit war Mussolinis Sieg entschieden.

Der König glaubte, Mussolini sei ein italienischer Politiker, wie man sie doch kannte; einer von der Sorte Parlamentarier, die mit einem Amt oder mit Geld abzufinden sind.

Nie hatte man sich ärger getäuscht.

Benito Mussolini handelte wie ein Soldat, nicht wie ein Parteipolitiker. Für ihn ist ein Erfolg nie das Sprungbrett nur zu einem Kompromiß gewesen. Er nutzte jeden Erfolg sofort zu weiterem Vormarsch aus, bis zur Vernichtung des Feindes. So erklärte er auch jetzt, er denke nicht daran, ein Portefeuille in irgend einem Kabinett anzunehmen. Er verlange für sich das Ministerpräsidium selbst.

Der psychologische Moment, wo man ihm hätte Widerstand leisten können, war verpaßt. Das in Demission befindliche Kabinett hatte keine Autorität mehr. Am 31. Oktober zogen 30 000 Schwarzhemden in Rom ein. Noch jetzt hätte man ihrer Herr werden können. Sie saßen in der Mausefalle. Aber niemand wagte einen Schritt gegen Mussolini, der wie ein siegreicher Feldherr alsbald seinen Stab für die Verwaltung des eroberten Landes bildete. Dies und nichts anderes war sein Ministerium.

Der große Zauberer, der wie wenige die Stimmung des Publikums kennt, zu dem er jeweils spricht, trat als Herr vor die Kammer. Am 25. November erklärte er den verdutzten Parlamentariern, er hätte aus diesem grauen und düsteren Saale ein Biwak seiner Schwarzhemden machen können; es läge nur am Parlament, ob es zwei Tage oder zwei Jahre am Leben bleiben wolle. Diese Sprache wurde verstanden. Man gehorchte.

Der Duce ist ein Meister des Wortes, das er wie eine Keule handhabt. Es ist nichts Hinterhältiges dabei. Die Keule saust offen nieder, Wort und Tat sind bei ihm eins.

Nicht einen Augenblick ließ er Italien im Zweifel darüber, daß er als Diktator nach Rom gekommen sei; wer sich ihm nicht füge, der habe mit seinem Dasein dafür zu bezahlen.

Den Menschen von heute, denen seit Generationen durch die Gewohnheit des parlamentarischen Kuhhandelns jede Männlichkeit abhanden gekommen ist, erscheint Mussolini als Monstrum. Sie wissen, was eine Diktatur ist, denn das können sie an Beispielen aus der alten Geschichte Roms erklären. Aber einen Diktator können sie sich nicht vorstellen.

Diktatur ist ein Wort.

Diktator ist ein Mann.

Und der Mann, der im November 1922 sich zum Diktator Italiens aufwarf, um aus diesem Lande und Volke eine Großmacht Rom zu schmieden, war ganz voraussetzungslos, völlig rücksichtslos. Zu-

nächst gegen sich, dann gegen alle anderen. Mit demselben Gleichmut, mit dem er sich nach dem Attentat der verrückten alten Angelsächsin auf ihn das Blut von seiner durchschossenen Nase abwischte, Wattebausch und Pflaster auflegte und dann weiter sprach und regierte, setzt er dem Gegner das Knie auf die Brust. Er kennt gar keine Sentimentalität. Er setzt sich und seine Pläne durch, ohne sich um irgend ein parlamentarisches oder sonstiges Herkommen zu kümmern.

Einige Jahre später nimmt die Kammer entsetzt sein neues Pressegesetz entgegen. Darin ist für Äußerungen gegen den Faschismus eine erste Verwarnung vorgesehen. Bei der zweiten Zuwiderhandlung wird die Zeitung verboten. Sie kann nie wieder erscheinen, auch unter neuem Titel nicht. Und das ganz Unerhörte: kein Verlagsdirektor, kein Schriftleiter darf jemals wieder in seinem Berufe tätig sein. Er hat sein Dasein verwirkt.

Die Opposition wagt ein paar schüchterne Einwände. Damit werde ja die öffentliche Meinung geknebelt. Das sei ja ganz wie in Rußland.

Da erhebt sich Mussolini; seine Stirn ist wie eine Gewitterwolke, seine Augen sprühen Blitze.

Er sagt mit schneidendem Hohn:

„Ja, ganz wie in Rußland! Ganz wie in Rußland!"

Sonst kein Wort.

Die Deputierten überschauert es.

Sie hatten ihr Spiel schon an jenem Novembertage verloren, als der Duce zum ersten Mal als Mi-

nisterpräsident vor sie trat. Er hatte die Allüren des Galliers Brennus. Er war bereit, auch noch das Schwert in die Wagschale für ihren Tribut zu werfen. Da entrichteten sie den Tribut. Sämtliche bürgerlichen nichtfaschistischen Abgeordneten nahmen das Vertrauensvotum für Mussolini an. Die wortreichsten Demokraten, auch so alte Parlamentsführer wie Giolitti, Orlando, Salandra blieben vor Schrecken stumm.

Einen dieser Demokraten erinnerte ich damals mit leisem Spott an das bekannte Wort unseres früheren Abgeordneten v. Oldenburg-Januschau von dem „einen Leutnant und zehn Mann". Der sehr Ehrenwerte erwiderte mir: „Was wollen Sie machen, Ihre ganze Regierung ist vor zwei Jahren doch auch vor einer Marinebrigade ausgerissen, gegen Waffen kann man nicht an." Ein paar Monate später erlebte ich es, daß ein abgesagter Feind des Faschismus, der auch von der Monarchie nichts wissen will, beim Spielen der italienischen Königshymne in einem öffentlichen Lokal aufstand und geflissentlich mitsang. Als ich ihm mein Erstaunen darüber ausdrückte, hatte er nur die leise Antwort: „Was wollen Sie machen, wenn ich die Hymne nicht mitsinge, dann riskiere ich doch bestimmt eine Tracht Prügel."

Ich bin kein kritikloser Bewunderer Mussolinis, ich habe auch an dem Faschismus mancherlei auszusetzen, aber eines muß man doch sagen: die sogenannten primitiven Mannestugenden, voran die Tapferkeit, sind nicht auf Seiten seiner Gegner.

Sie haben sich ihm unterworfen, als er erst eine kleine Minderheit vertrat. Sich von einer Bewegung vorwärtsschwemmen lassen, wenn sie die Majorität ist, das ist keine Kunst. Mussolini aber ließ sich nicht schieben, sondern riß eine Minderheit mit fort zum Siege.

Das kann nun freilich nicht jeder in jedem Volk einfach nachmachen. Sonst hätten schon fast alle Nationen das parlamentarische System, das meist nur eine Schwester der Korruption ist, längst abgeschüttelt.

Es genügt auch nicht, daß etwa ein Mann da ist, der das Zeug zum Diktator hat. Eine Vorbedingung ist unbedingt nötig, nämlich derartige Zustände, daß die Diktatur vom Volke als eine Erlösung empfunden wird.

Ist der Staat noch Macht, ist das Recht unerschütterlich, ist das Dasein gesichert, dann geht dem Bürger die Ruhe über alles. Dann verlangt er nicht nach einer Gewaltkur. Auch heute, wo unser Leben nicht nach Wunsch verläuft, gibt es trotzdem kaum Putschgläubige.

Einmal aber hatten wir in Deutschland schon Zustände, die nach einem Diktator schrieen, im Herbst 1923, als unsere Währung zerrüttet, unser Volk verzweifelt war und nur Schieber wie Barmat dank ihren sozialdemokratischen Helfern im Fett saßen. Damals plante Kahr den Marsch auf Berlin. Aber der Münchener Faschismus, auch der Hitlers, war zu spät aufgestanden. Er war an der Sentimentalität des Termins gescheitert: just am 9. November

wollte er uns den neuen Staat bringen. Doch schon Mitte August hatte Helfferich dem bestehenden Staat selbstlos die Idee der Rentenmark geschenkt und ihn dadurch gerettet.

Auch Mussolini kam in Italien beinahe zu spät. Die wüsten Zustände im Verkehr und in der Wirtschaft waren nicht mehr ganz so schlimm. Theoretisch waren allerlei Reformen schon beschlossen.

Aber er packte eben noch gerade den letzten möglichen Moment. Noch wurde sein Staatsstreich als Erlösung empfunden.

Seine Gegner haben ihm nachher vorgehalten, daß ja schon alles im besten Gange gewesen sei. Er sei gar nicht der Reformator, als der er von den Seinen ausgegeben werde.

Denen hat er — ich stelle diese Sätze aus drei verschiedenen Reden von ihm zusammen — einfach folgendes geantwortet:

„Immer ist im Faschismus die Tat der Lehre vorangegangen. Seine Kraft besteht darin, daß er aus allen Programmen den lebenswichtigen Teil herausnimmt und verwirklicht. Man sagt jetzt, wir hätten nur angewendet, was von unseren Vorgängern bereits durchdacht war. Das ist möglich. Fünfzig Jahre hatte man studiert, aber niemals fünf Minuten Zivilcourage gefunden, um endlich einen Entschluß zu fassen. Vorschläge, ja vollkommen ausgearbeitete Reformpläne existierten in endloser Zahl. Es fehlte nur die Faust, die ihre Verwirklichung durchsetzte."

Benito Mussolini hat immer gewußt, daß er diese Faust habe.

Mit dem Selbstbewußtsein besonders starker Naturen, das Unverständige Fatalismus nennen, hat er an seinen Stern geglaubt.

Orlando Danese erzählt darüber eine bezeichnende Geschichte.

Beide Männer, Orlando Danese, Benito Mussolini, saßen an einem der unruhigsten Tage des roten Fiebers in der alten Redaktion des Popolo d'Italia in der Via Paolo da Cannobio in Mailand. Draußen drangen die Aufständischen in die Straße ein, man hörte die Internationale singen, man hörte das Toben: Nieder die Bourgeoisie, nieder Mussolini, hoch Rußland!

Man sagt uns, daß Mussolini wenige Sekunden vor einem Duell und unmittelbar nachher seinen Pulsschlag nicht verändere. Auch hier saß er vollkommen ruhig und nur mit einem grimmigen Lächeln an seinem Arbeitstisch in dem bescheidenen Zimmerchen, das als einzigen Schmuck an der Wand eine Karte Italiens mit einem grünweißroten Fähnchen über Fiume aufwies. Auf dem Tische befand sich ein großes Glas Milch, aus dem Mussolini gelegentlich nippte, und eine Militärpistole. Und Mussolini sagte seelenruhig zu dem etwas aufgeregten Danese:

„Sie schreien, heulen und machen unendliches Getöse. Aber wenn man ihnen die roten Halsbinden und die Fahnen wegnimmt, sind sie nur noch eine

Hammelherde. Unter den eingeschriebenen Mitgliedern der Vereinigten Sozialistischen Partei sind noch keine zwei Helden, die einer wahren Gefahr die Stirn bieten könnten. Zweie würde ich unter allen Umständen mit meiner alten Pistole erschießen, wenn sie herkämen, außerdem noch mindestens einem halben Dutzend mit meinen Zähnen die Kehle durchbeißen. Also kommen sie lieber nicht hierher, sondern brüllen nur draußen."

Und sie kamen wirklich nicht.

5.

Wer jederzeit bereit ist, für seine Idee zu fallen, vorher aber dem Gegner die Kehle durchzubeißen, der ist nicht für Halbheiten. Ein Mussolini hätte es nie begriffen, daß man im Kriege darüber debattieren kann, ob der unbeschränkte Tauchbootkrieg gerechtfertigt sei.

Gerechtfertigt ist, was den Sieg bringt.

Du oder ich!

Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Die sittliche Rechtfertigung einer solchen Verherrlichung der Gewalt liegt für Mussolini in der Staatsidee. Wer für sich selber das Schwert nimmt, der soll auch durch das Schwert umkommen. Wer aber dem Landsmann nur deshalb an die Gurgel fährt, weil des Vaterlandes Wohl es erheischt, dessen Tun ist geheiligt.

Die Leisetreter erschrecken über diese Vergottung des Staates. Mussolini aber betet Italien an, das er so groß und so stark sehen will wie unter den Caesaren, und arbeitet für die Italiener der Zukunft, die die Stolzesten der Welt werden sollen. Alle so durchglüht von Vaterlandsliebe wie er. Alle um ihrer männlichen Tugenden, um ihrer Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit willen geachtet und, wenn nötig, gefürchtet rundum in der ganzen Welt.

Der Duce ist ein Menschenverächter. Er hat als Sozialist unter seinen Genossen gesehen, wie klein

sie sind. Wie alle ihre Führer im Grunde nicht gegen die Bourgeoisie kämpfen, sondern um den Eintritt in die Bourgeoisie. Wie jedermann an die Futterkrippe will und das Proletariat immer der geprellte Dumme bleibt. Es ist nicht reif für sein großes Rom. Der Duce selber muß dieses Volk erst umschaffen.

Und wer sich ihm dabei entgegenstellt, der soll niedergeschlagen werden. Die Masse ist und bleibt nach seiner Ansicht töricht, daher bedarf sie des gewaltsamen Eintrichterns der Weisheit, daß nur die Größe und die Macht des Staates auch das Glück des Einzelnen bedeutet.

Jedes Mittel dazu ist recht.

Auch das Rizinusöl.

In irgend einem Dorf ist sozialistisch gewählt worden. Zwei Tage später wird es vor Tau und Tag von bewaffneten Faschisten umstellt. Alle wahlfähigen Männer werden aus den Betten geholt und zusammengetrieben. Man bindet ihnen die Hosen unten an den Knöcheln zu, dann flößt man ihnen mehrere Eßlöffel Rizinus ein und läßt sie anderthalb Stunden Laufschritt machen. In Hunderten von Dörfern ist so verfahren worden.

Nach dieser Kur wagte kaum jemand mehr antifaschistisch zu stimmen.

Mitunter betrug die Dosis einen halben Liter oder mehr. Ein reicher Mailänder Bürger, der wegen Wohnungswuchers von den Faschisten verfehmt war, starb nach einer solchen Behandlung. Wie Mussolini

nach Rom marschiert war, so eroberte im Winter von 1922 auf 1923 nun jeder kleine Faschistenhäuptling seine nächste Stadt. Jeder Widerstand wurde mit Rizinusöl gebrochen. Diese Ölpflanze wächst in Italien, Italien ist der Produzent, der die ganze Welt damit versorgt; trotzdem trat Knappheit darin ein und die Preise zogen an, so sehr wurde das fürchterliche Mittel gebraucht.

Hie und da kam es auch zu Mord und Totschlag. Nicht zu einer so systematischen Ausrottung der Gegner wie im bolschewistischen Rußland. Mussolini selbst will nur Erziehung, wo es nicht anders geht, mit Gewalt, verabscheut aber den Totschlag, denn jeder Italiener ist für ihn ein Aktivum der großen Zukunft des Landes. Aber in Turin wurden in der Nacht zum 18. Dezember 1922 von Faschisten 22 kommunistische Arbeiter erschlagen. Auch anderswo kam dergleichen vor. Und als der sozialdemokratische Abgeordnete Matteotti in der Kammer den Terror geißelte, fiel auch er bald darauf durch Meuchelmord.

Jetzt ist Rizinusöl nicht mehr nötig. Es hat wieder seinen normalen Preis. Die Gegner sind verschüchtert. Es geht auch ohne Gewalt. Das Parlament hat sozusagen Selbstmord begangen.

Es klebte nur noch an den Diäten und genehmigte alles.

Es bewilligte auf Verlangen Mussolinis ihm das neue Wahlgesetz, wonach der Partei, die die relative Mehrheit der Stimmen erhalte, mindestens 25 Pro-

zent der abgegebenen, automatisch zwei Drittel aller Sitze zufielen. Also brauchten die Faschisten bei der Neuwahl nur etwas über ein Viertel der Stimmen zu erhalten; dafür fiel ihnen gesetzmäßig die Alleinherrschaft zu.

Mit einem Funkeln seiner Augen hatte Mussolini das Harakiri der Kammer erreicht.

Wenn er auf der Tribüne steht, so vibriert er von den Schwingungen seiner Leidenschaftlichkeit. Der ganze Körper zittert von der Anstrengung, jeden Muskel zu bezähmen mit Rücksicht auf das politische Ziel.

So hatte er auch mit äußerster Ruhe erklärt, wenn man das Gesetz nicht annehme, so werde eine „zweite Welle" der faschistischen Revolution in Italien nötig werden.

Dabei sah man den Vulkan in ihm beben; und unter dem Bann seiner furchtbaren Augen sagte die Kammer Ja und Amen.

Auch das war für den Duce aber nur Etappe auf dem Wege zur Befestigung der faschistischen Herrschaft. Durch kein Zugeständnis kann man ihn erkaufen. Er nimmt im Sturme jede ihm überlassene Position und eilt sofort auf der Verfolgung weiter. Da die Kammer ihm auch schon längst die ständige faschistische Miliz als gesetzliche und etatmäßige Einrichtung bewilligt hatte, also ein bewaffnetes Parteiheer von mehreren hunderttausend Mann, hatte er alle Gewalt in Händen. Was er mit diesen Mitteln geschaffen hat, darüber wollen wir noch später

sprechen. Nur ein einziges Wort brennt in seinem Hirn: Rom! Für dessen Größe schweißt er die Italiener. Als er seine Herrschaft angetreten hatte, deutete er das schon an. Zu den Arbeitern der Lombardischen Stahlwerke in Mailand sagte er am 5. Dezember 1922:

„Ich stamme nicht von aristokratischen und berühmten Vorfahren. Die meinigen waren Bauern, die den Acker bestellten, und mein Vater war ein Schmied, der auf dem Amboß das glühende Eisen bog. Manchmal habe ich als ganz kleiner Junge meinem Vater bei seiner schweren Arbeit geholfen. Jetzt habe ich die viel rauhere und härtere Aufgabe, die Seelen zu schmieden."

Jede mögliche Störung bei diesem Werk wird ausgeschlossen. Dazu dient das ganze auf Gewalt aufgebaute System. Seine Träger sind die Milizionäre. „Ganz wie in Rußland." Es darf nur noch die eine vaterländische Partei geben. Wer nicht zu ihr gehört, der mag sich aufhängen. In Italien ist nur für Patrioten Platz. Für andere ist es heute wirklich die Hölle.

Der Duce übernimmt leidenschaftlich dafür jede Verantwortung. Wenn Demokraten und Sozialisten ihm fluchen, so frohlockt er.

Empört sich einer von ihnen wider das Gewaltsystem, so wird er auf eine Felseninsel mitten im Meere verbannt und kann dort von einer winzigen Gefangenenlöhnung bei äußerer Freiheit vegetieren. Jeder Italiener muß einen Personalausweis mit

Lichtbild bei sich führen; politisch Verdächtige auch mit Fingerabdruck. Kommt ein solcher Mensch in ein Hotel, wo er den Paß vorzeigen muß, so telephoniert der Hotelier sofort an die Polizei.

Du willst dir in Mailand ein Auto zu einer Fahrt nach Como nehmen? „Bitte Ihre Karte!", sagt alsbald der Kutscher, um sich zu vergewissern, ob nicht am Ende ein Feind der Regierung durchbrennen will.

In jedem kleinen Nest in Italien leben gutgelöhnte Mitglieder der faschistischen Miliz, deren Aufgabe es ist, jedermann und alles zu beobachten und den Vorgesetzten dauernd Meldungen zu machen; in großen Städten sind die Manipel auf die einzelnen Viertel verteilt, so daß auch hier eine ständige Kontrolle gewährleistet ist. Wird von dir berichtet, daß du einmal dem geflüchteten Demokraten Salvemini bei irgend einer Gelegenheit die Hand geschüttelt hast, so wird dir von deinem Chef aus Angst die Stellung gekündigt. Der kleine alte Professor Sacerdote, der frühere Berliner Korrespondent des „Avanti", kann keinen Schritt tun, ohne daß ihm wie ein Schatten ein Polizist folgt. Das Gleiche widerfährt dem großen Historiker Ferrero, dessen Name europäischen Klang hat.

Mit beispielloser Folgerichtigkeit und Härte wird die Eroberung des Staates durch die Vaterlandspartei durchgeführt.

Die Klasse wird dabei vollständig ausgeschaltet, nur noch der Staat sorgt für die Interessen jeden Berufsstandes. Streiks gibt es nicht mehr. Selbst

ein Dienstmädchen aber findet keine Stellung in einer Familie, wenn es nicht in das faschistische System eingeordnet ist.

Die faschistische Miliz ist nicht ein Staat im Staate, sondern ein Staat über dem Staate. Sie hat — von der alten Kammer gesetzlich verbrieft — das Aufsichtsrecht über Eisenbahn und Schiffahrt und Post. Überall die Schwarzhemden. Für manchen alten italienischen Beamten muß das schier unerträglich sein.

Natürlich ist dies aber nur ein Übergangsstadium. Wenn Mussolini sein Volk erst so weit gebracht hat, wie er will, dann wird es sich, hofft er, alleine kontrollieren können.

Der Ausländer in Italien kann freilich auch in sehr unangenehme Berührung mit der Aufsicht kommen. Auf dem Hauptbahnhof in Rom wurde ich eines schönen Tages barsch angehalten. Mein Handgepäck sei zu schwer gewesen, sagte der Faschist, ich hätte es nach den Bestimmungen in den Gepäckwagen geben müssen. Er ließ mich an der Sperre eine Viertelstunde stehen, bis alle anderen Reisenden hindurch waren. Dann winkte er mir lässig ab; ich war, schien er sagen zu wollen, durch das Warten genügend bestraft und würde mich wohl in Zukunft vor Verstößen hüten. Ich muß gestehen, das hat mir imponiert. Wie es ja auch jedem anderen Reisenden baß gefällt, daß im faschistischen Italien eine gegen früher fabelhafte Ordnung herrscht und auch die Übervorteilung der Fremden im Amtsverkehr aufgehört hat.

Man braucht auch nicht mehr in Spezia die Reise zu unterbrechen, weil in Livorno ein Streik der Eisenbahner ausgebrochen ist.

Und in Neapel stolpert man nicht mehr wie ehedem über Lazzaroni, die mitten auf dem Bürgersteig faul in der Sonne liegen.

Der Steuerertrag in Italien hat sich in den letzten Jahren um 3 Milliarden Lire vermehrt. Den Italienern wird unter der Herrschaft des Faschismus das Arbeiten beigebracht. Die alte gemütliche Verlotterung ist dahin. Überall der harte Zwang zum Schaffen. Denn Mussolini sieht in jedem Italiener einen Miterbauer des Reiches der Zukunft. Für die 3 Milliarden Mehrertrag muß geschuftet werden. Der Duce selber kennt kein „dolce far niente". In der ärgsten, brütenden, erschlaffenden Sommerglut, wo sonst die Ministerialbeamten nur auf eine kurze Stunde zu kommen pflegten, arbeitet er vom Morgen bis zum Abend. Er will mit Gewalt Preußen aus seinen Italienern machen. Italien ist ihm zu orientalisch gewesen. Er haßt alle Lässigkeit. Er hetzt mit der Peitsche.

Schon die Kinder werden in das System eingeordnet. Es sind alles seine Rekruten. Die kleinsten ABC-Schützen sind in die „Ballila" als Schwarzhemden eingereiht. Dreikäsehochs im Pfadfinderanzug. Man soll nur für den Staat leben.

Das, was man früher Politik nannte, hat aufgehört. Das, was der Mitteleuropäer unter Freiheit versteht, existiert nicht.

Es wird vielleicht einmal wiederkommen, aber nicht eher, als bis der letzte Nichtfaschist ausgestorben ist. Und erst dann, wenn jeder Italiener wieder das alte stolze Wort kennt: „Civis Romanus sum!" Mit eherner Härte drückt Mussolini den neuen Typ des Staatsbürgers durch. Auf diesem Wege liegen zertrümmerte Existenzen. „Laßt euch begraben!", bemerkte Mussolini eisig zu einer Deputation, die ihm erklärte, man stürbe unter Steuern.

In der Kammer aber verkündete er am 3. Januar 1925:

„Ich erkläre hier im Angesicht des ganzen italienischen Volkes, daß ich allein die politische, moralische und geschichtliche Verantwortung für alles, was geschehen ist, auf mich nehme. Wenn mehr oder weniger entstellte Sätze genügen, um einen Menschen aufzuhängen, dann her mit dem Galgen und dem Strick! Wenn der Faschismus nichts weiter gewesen ist als Rizinusöl und Knüttel und nicht etwa eine stolze Leidenschaft der besten Jugend Italiens: auf mich die Schuld! Wenn der Faschismus eine Vereinigung zum Ausüben von Verbrechen gewesen ist, dann auf mich alle Verantwortung; denn seine historische, politische und moralische Atmosphäre — ich habe sie geschaffen mit meiner Propaganda, die vom Eintreten in den Krieg bis auf den heutigen Tag reicht."

6.

Anfang September vor einem Jahre wollte ich von Ostia am Strande, wo ich in der Villa Maria lebte, einer guten, gelegentlich auch von italienischem Hochadel besuchten und doch billigen Pension einer österreichischen Dame, nach Genua fliegen. Das schwere Gepäck sollte mit der Eisenbahn voraus. Es erhob sich die Frage, wer es mir nach Rom besorgen und dort aufgeben solle, da es von der kleinen Station Ostia aus, die einer Privatgesellschaft gehört, nicht durchexpediert werden konnte.

Und da sagte mir die Padrona:

„Wir wollen Ihr Gepäck dem Bräutigam unseres Hausmädchens, der Marietta, geben, der junge Mann ist ehrlich, er ist Faschist."

Diese kleine selbsterlebte Anekdote spricht ganze Bände. Sie spricht mehr für Mussolini als große nationalökonomische Werke über sein System. „Er ist Faschist, also ehrlich": in diesen Worten ist ein Teil des großen Erziehungsprogramms des Duce enthalten.

Das Programm diktiert ihm nicht die Moral, sondern sein Nationalstolz. Er ist moralinfrei. Er ist in allen vaterländischen Dingen, in allen Fragen der großen Politik durchaus Anhänger des sacro egoismo. Er ist stets bereit, den Verhandlungsgegner über den Löffel zu barbieren. Auch wenn die Hauptstadt Rom heute, äußerlich betrachtet, außerordentlich moralisch ist, so gut wie ohne öffentliches Dirnentum, nach den Begriffen des Welt-

bummlers ohne jedes Nachtleben, so hat dies nicht die Religion, sondern die Staatsraison fertig gebracht. Mussolini erträgt es nicht, wenn von italienischer Verlumpung gesprochen wird. Er fordert Reinheit als Vorbedingung zur Größe.

Da werden die Unterdrückten, die Gegner, die Sozialisten bitter. Hat sich was mit Reinheit, sagen sie. Die faschistische Miliz sei ein Herd der schmählichsten Korruption. Und sie erzählen einem ein Beispiel nach dem anderen, wie hier und da das Publikum gerupft werde. Die reinen Erpresser seien diese allmächtigen Schwarzhemden.

Alle diese „Fälle" seien als wahr unterstellt.

Nicht einmal unter seinen zwölf Jüngern hatte der Heiland so sieben können, daß es lauter Heilige waren. Um so weniger kann der Duce für die hochentwickelte Moral bei jedem einzelnen von einer halben Million Schwarzhemden einstehen. Es gibt unter ihnen räudige Schafe.

Aber offiziell wird ihnen wenigstens jetzt die Lehre vorgelebt, daß es eines Italieners unwürdig sei, seine Zeitgenossen zu schröpfen. Zu dieser Moral aus Stolz versucht der Faschismus seine Leute zu erziehen.

Es ist doch erst ganz wenige Menschenalter her, da wußte es der reisende Europäer nicht anders, als daß es nur zweierlei Italiener gebe, nämlich entweder Banditen oder Bettler. Auch heute ist es noch nicht so, daß etwa alle Nichtfaschisten ein Ausbund an Moral sind; im Gegenteil, immer noch wird der Harmlose in Italien von hinten bis vorn übervorteilt und betrogen.

Zur See von Spanien kommend, treffe ich vor einigen Jahren bei Schlechtwetter in Genua ein und nehme mir im Hafen eine Droschke, um in die Stadt zu fahren. Es ist vormittags 11 Uhr. Trotzdem schaltet der Kutscher den Nachttarif ein, tarifa di notte, also die dreifache Taxe. Ich gehe in eine große Konditorei, wo man nur gegen gedruckten Kassenzettel bezahlt. Als Extragebühr für „Gedeck" sind, wie es auch bei uns in der Inflationszeit üblich war, 1,50 Lire verzeichnet; aber der Kellner macht durch die 1 mit Bleistift ein Häkchen, so daß nun 4,50 Lire dasteht.

Bis Neapel hinunter und dann bis Venedig wieder herauf, überall ähnliche Erlebnisse, geradezu täglich und stündlich kleine Betrügereien oder Betrugsversuche. Zuletzt noch an der Grenze in Tarvis. Ich will die paar hundert Lire, die ich noch habe, in österreichisches Geld umwechseln, der Kellner hat nicht so viel, also ruft er den Bahnhofswirt. Dieser Würdige im Gehrock erscheint und wechselt mir wahrhaftig bis auf den Heller genau, nach dem Tageskurs, ohne jede Provision, das Geld ein, so daß ich ihn gerührt und strahlend ansehe: dieser Mann ist doch wirklich ein prachtvoller Repräsentant seiner Nation. Aber als ich am nächsten Tage in Villach im Österreichischen meine Hotelrechnung bezahlen will, zeigt es sich, daß der Bahnhofswirt in Tarvis mir 10 000-Kronenscheine gegeben hat, die — längst außer Kurs gesetzt sind.

Solche Erfahrungen machen alle Ausländer. Das

schadet dem Ruf der Italiener unendlich. Aber deshalb dürfen wir keine Pharisäer sein.

Wir Deutschen nehmen es für uns in Anspruch, daß wir Fremde nie übervorteilen. Wir halten es nicht für möglich, daß etwa ein Kellner sich absichtlich verrechnet, auch wenn Reisende dies behaupten.

Aber ich kenne in dem kleinen Ort Cannero am Lago Maggiore ein paar sehr deutschfreundliche Italiener, die durch deutsche Besucher hereingelegt worden sind. Mit Tausendmarkscheinen in einer Zeit, wo diese nur noch wenige Pfennige wert waren. Die Schamröte steigt einem ins Gesicht, wenn man den Beweis dafür in der Abrechnung von damals vorgelegt erhält. In Großstädten mit ihrer gewitzten Bevölkerung war so etwas nicht möglich, aber in kleinen Orten mit vertrauensseligen Leuten ist es mehrfach vorgekommen. Das ist um so peinlicher, als in so friedlichen Nestern sonst jeder Betrug als etwas Unerhörtes gilt, der schlichte Kleinstadtitaliener mindestens so ehrlich ist wie unsere Landsleute. In Cannero beispielsweise hat es seit zwanzig Jahren nicht einen einzigen Kriminalfall gegeben.

Es gehört zu Mussolinis Erziehungswerk, diesen moralischen Pegel für Italien allgemein zu machen. Stolz wünscht er den Italiener.

Prinz Wilhelm von Schweden, der Forscher und Weltreisende, erzählt davon ein bezeichnendes Erlebnis aus Genua. Es ist ihm da so gegangen wie mir in Rom. Sein Gepäck sei zu schwer. Er wird also zu dem Schwarzhemd in der Bahnhofskomman-

dantur gebracht. Dieser Mann, erzählt der Prinz, hat ein so entwaffnendes Gesicht, halb römischer Imperator, halb Gymnasiast, daß man nicht ärgerlich sein kann, obwohl man die neue Bestimmung nicht gekannt hat. Das Gepäck wird gewogen, es sind 9,25 Lire nachzuzahlen, also ein paar Pfennige über 2 Mark. Der Prinz hat nur einen 10-Lire-Schein, der Faschist keine 75 Centesimi. Macht nichts, er möge sie behalten, sagt der Prinz. Da aber reckt sich das junge Schwarzhemd empor und sagt:

„Ein Faschist nimmt nie Trinkgelder! Merken Sie sich das!"

Und er gibt dem Prinzen Wilhelm eine Lira. Schenkt ihm also die 25 Centesimi. Das ist der Römer vom neuen Typ.

Man wird Mussolini nicht gerecht, wenn man nur von seinem Machtsystem erzählt. Macht ist vergänglich, die sittliche Persönlichkeit aber wirkt weiter. Mussolini preist den Adel der Arbeit und macht das Schmarotzen verächtlich. In diesem Sinne soll der junge Italiener erzogen werden. Und dazu bedarf der Faschismus der Hilfe der Frauen. Durch den Krieg seien sie aus dem Hause gerissen und in das Berufsleben gestopft worden. Der Fascio führe sie nun wieder in das Haus zurück. Es sei nicht die Zweckbestimmung des Weibes, Stenotypistin zu sein. Sondern: römische Vestalin, römische Matrone; der Inbegriff alles Reinen, Hohen, Hehren. Nur die Frau vermöge das neue Geschlecht für die kommenden großen Aufgaben zu erziehen.

Der Duce hat ein deutsches Lieblingsbuch, das ist Nietzsches Zarathustra. Darin eine Lieblingsstelle, nicht etwa die von der blonden schweifenden Bestie oder gar die stets mißverstandene von der Peitsche, die man nicht vergessen müsse, wenn man zum Weibe gehe; sondern er zitiert gern das Wort: „Der Mann werde zum Krieger erzogen, das Weib zur Erholung des Kriegers."

Das ist natürlich nicht buchstäblich zu verstehen. Leben heißt ein Kämpfer sein; es ist nicht nötig, daß man nur an den Krieger, an den Soldaten denkt. Erholung und neue Kraft aber soll der Kämpfer in seinem Heim finden, bei der Frau, der Gattin, der Mutter.

Also nicht jene Italienerin ist Mussolinis Ideal, die klatscht und tratscht, sich putzt und die Kinder — das ist ein altes italienisches Übel — maßlos verhätschelt. Auch nicht jene Italienerin, die in kurzem Kleidchen und kurzem Haar vormittags im Bureau und nachmittags in der Tanzdiele sitzt. Diesen letzteren Typus gibt es natürlich in Italien genau so wie heute in der ganzen Welt; selbst an den Badehäusern überall an der Riviera Italiens findet man heute den Anschlag, daß abends getanzt werde: „Questa sera si danza." Nein, Mussolini sucht die Erzieherin zum Überrömer von morgen.

Als vor zwei Jahren das neue italienische Arbeitsgesetz, von dem später noch zu reden sein wird, vom Großen Rat der Partei unterzeichnet wurde, gab der Generalsekretär die Mitgliederzahlen der

verschiedenen Fasci an. Neue Eintragungen alter Leute finden nicht mehr statt, das Gedränge Schnellbekehrter an der Futterkrippe will man nicht haben, die Partei ist also längst ein geschlossener Klub. Aber die Jugend wird ganz hereingenommen, jede andere als die vaterländisch-faschistische Erziehung ist unmöglich gemacht. An weiblichen Mitgliedern zählte nun der Faschismus in dem Jahre 1927 nach dieser Bekanntgabe 50 161 eingeschriebene Frauen, 14 123 Jungmädchen und 80 034 „kleine Italienerinnen". Die Frauen sind, wohlgemerkt, solche, die sich ganz der faschistischen Arbeit widmen. Der weite Kreis der Hausfrauen, deren Mutterberuf sie daheim festhält, ist darin nicht umfaßt.

Die weibliche Faschistengarde hält Wanderkurse in Säuglings- und Kinderpflege und in Hauswirtschaft ab, deren Besuch vielfach Verpflichtung ist, hat die Aufsicht über Heime und Waisenhäuser, soll Propaganda für den ausschließlichen Verbrauch italienischer Erzeugnisse machen, die körperliche Hinaufzüchtung der jungen Italiener fördern und an der „Neubildung der italienischen Frauenseele" mitarbeiten.

Es sollen Menschen erzogen werden, die ihre Befriedigung im Gefühle erfüllter Pflicht finden.

Gelingt das, dann ist der Sozialismus überwunden, der ohne Unzufriedene nicht existieren kann.

Vorbedingung ist natürlich, daß für jedermann, der arbeiten will, das Existenzminimum gesichert ist. Das ist der größte Sorgenherd für einen modernen Staatsmann. Aber die Organisation der Arbeit von

Staats wegen, ohne Lohnkämpfe und mit durchgeführter Werksgemeinschaft, ist ja im faschistischen Italien schon weit vorgeschritten. Es kommt nur darauf an, daß man auch finanziell durchzuhalten in der Lage ist.

Der Duce erwartet von der italienischen Frau, daß sie Erholung des Mannes sei, sein Jungbrunnen und sein Glück. Er selbst hat es in der Ehe gefunden. Donna Rachele verlangt nach keiner Emanzipation des Weibes. Sie ist stolz auf ihren vergötterten Benito, stolz und scheu. Sie beherzigt das Bibelwort: das Weib schweige in der Gemeine. Sie spielt gar keine Rolle in der Öffentlichkeit, geht auch nicht auf Bälle und Feste.

Mussolinis Familienleben ist innig und vorbildlich. Natürlich hängt der Klatsch auch ihm allerlei Geliebte an. Dazu hat dieser Mann heute aber gar keine Zeit.

Wer das neue Rom schmieden will, für den gibt es nichts sonst.

Als Mussolini am 29. Oktober 1922 von Rom aus dem Palais angerufen wurde, der König wünsche ihn zu sprechen, antwortete er, er komme nur dann, wenn man ihm die Regierung übertrage, und legte dann das Hörrohr brüsk auf die Gabel. Er ging ruhig nach Hause, erwähnte daheim beiläufig, daß er binnen wenigen Tagen die Herrschaft in Rom übernehmen würde, und sah fragend seine Frau an. Die erstrahlte nicht, die jubelte nicht, die fragte nicht nach Palazzo und Auto, sondern sagte nur leise: „Komm' bald wieder!"

7.

Manchmal sorgt sich seine Frau um Mussolini, weil er so unbekümmert um jede Gefahr einhergeht. Ein Mensch ohne Furcht: das ist etwas unbegreifliches.

Einmal wurde dem Duce ein recht drolliges kleines Löwenbaby geschenkt. Er nannte die junge Löwin „Roma" und spielte gelegentlich versonnen mit ihr. Es war wie mit dem Adler Napoleons III., nur nicht so theatralisch. Als die Löwin groß geworden war, mußte sie aus der Wohnung Mussolinis verschwinden, gab man sie dem Zoologischen Garten zur Wartung. Dort besucht er sie zuweilen. Es liegt etwas in seinem Blick, in diesem aus Furchtlosigkeit und Güte gemischten Blick, das selbst reißende Tiere besänftigt. Wenn Mussolini in den Käfig zu seiner „Roma", hineingeht, allein und ohne Wärter, und sich dann neben die Löwin kauert, schaut sie ihn freudig an. Es ist, als ob sie ihn verstünde, als ob sie wüßte, was sie als Symbol für ihn bedeutet. Sie schmiegt sich an ihn. Sie tut ihm nichts.

Schlimmer sind die Menschen, meint Mussolinis Frau. Es gibt viele, die dem Duce nach dem Leben trachten.

Nach dem Mailänder Bombenattentat im Frühling vorigen Jahres, das dem König und Mussolini galt, aber nur 23 unschuldige Zuschauer der Auffahrt, Leute aus dem Volk, auch Kinder, tötete,

schrieben deutsche demokratische Blätter, die Ära der Attentate sei die Folge des faschistischen Gewaltsystems, des Ausnahmezustandes.

Nein. Mord und Totschlag sind immer italienisch gewesen. Unter der demokratisch-parlamentarischen früheren Regierung hat es die meisten Attentate gegeben. König Humbert von Italien, Kaiserin Elisabeth von Österreich, ja sogar ein republikanischer Präsident erlagen dem Mordstoß italienischer Anarchisten. Auch einen Bravo, einen Totschläger gegen Bezahlung, konnte man „in der guten alten Zeit" der Republik Venedig und anderer italienischer Länder für wenige Soldi haben. Das war die Banditenzeit. Erst der Faschismus räumt jetzt mit Maffia und Camorra, die bis in unsere Zeit hinein italienische Nationaleigentümlichkeit waren, gründlich auf. Mit eisernem Besen. Die Zucht wird nicht erfolglos sein.

Aber noch gibt es zuchtlose Leute, die da glauben, daß die Weltgeschichte durch politische Morde sich lenken lasse. Denen darf der Staat das Leben des Duce nicht unnütz aussetzen. Seit einiger Zeit hat man den persönlich so vollkommen furchtlosen Mussolini dazu gebracht, daß er Sicherheitsmaßnahmen, wie sie sonst überall üblich sind, sich endlich auch gefallen läßt. Er jagt die unauffällig in Zivil gekleideten Kriminalbeamten nicht mehr fort. Er duldet Absperrungen.

Nach dem vorletzten Attentat auf Mussolini kam während eines Musikabends in der Villa Torlonia

das Gespräch auf diese Dinge. Benito Mussolini saß am Klavier, wollte gerade die ersten Noten des zweiten Satzes der 7. Symphonie von Beethoven anschlagen. Da sagte jemand, der es sich als intimer Freund des Hauses erlauben durfte, in freundschaftlich scherzendem Tone zu Mussolini:

„Die Wachsamkeit um deine Person ist gut. Auch gegen die Unterdrückungs- und Vorsichtsmaßnahmen ist nichts zu sagen. Du mußt als Mann der Öffentlichkeit geschützt werden. Davon profitierst du natürlich auch als Privatmensch. Am Leben zu bleiben ist doch schön."

Mussolini hatte die ersten Takte schon gespielt. Nun hielt er inne, aber spielte mit den Fingern noch über den Tasten in der Luft lautlos weiter. Und während er mit den Augen die Notenzeilen entlangglitt, antwortete er ruhig:

„Ich denke manchmal an ein Wort des Sokrates an seinem letzten Lebenstage. Das hieß: wenn die Seele unsterblich sei, so verlange sie unsere Vorsorge nicht nur für die Spanne, die wir Leben nennen, sondern für die ganze Zeit. Du weißt, daß ich an die Unsterblichkeit glaube. Müßte nun meine Seele nicht in ewiger Pein leben, wenn sie vor der Lösung ihrer großen Aufgaben für Italien abberufen würde? Ich möchte erst dann vor den Weltenrichter treten, wenn mein Werk wirklich vollendet ist."

Das war ganz schlicht gesagt. Manchmal ist Mussolini, der so gut jede „Rolle" zu spielen versteht,

völlig frei von Theaterei. Eine Weile schwang Stille in dem Musiksaal nach. Noch kaum je war es den Hörern so zum Bewußtsein gekommen, wie Mann und Werk so eins sein können.

Vielfältig ist Mussolinis Werk. Manche der Seinen halten ihn für den Wundermann, der einfach alles versteht, überall Fachmann ist, obwohl er nur ein aufgeweckter und leidlich gebildeter Journalist ist. Aber er hat freilich das, was Tausenden, die klüger und gebildeter sind, abgeht: den ungeheuren Willen, den ungeheuren Glauben, der nicht nur Berge versetzt und Sümpfe austrocknet, sondern ein ganzes Volk auf völlig neue Bahnen reißt. Der den Mut hat, abgelebte Phrasen in den Müll zu werfen, sogar eine so geheiligte Vokabel wie die, daß nur die Demokratie den Völkern helfe. Das Gegenteil ist wahr, sagt er. Die Demokratie bringe nur die Schwätzer an die Oberfläche. Die Lüge von 1789, die Lüge der französischen Revolution, daß die Masse herrschen müsse, daß die Masse von Natur gut und klug sei, habe uns ins Unglück gestürzt. Die Masse sei nie einsichtig. Sie sehe nur immer den unmittelbaren Vorteil, den unmittelbaren Genuß vor sich, auch wenn es in Wirklichkeit ihr Schade sei. So seien wir in den Kampf aller gegen alle geraten, in die Rauferei der Berufsstände um den Futteranteil. Dabei gingen ganze Völker zugrunde.

Und so hat denn Mussolini den Klassenkampf abgeschafft.

Es geht auch so. Und es geht besser als früher.

In Italien gibt es keine Streiks mehr. Wehe dem Arbeiter, der sein Werk verläßt! In Italien gibt es aber auch keine Aussperrungen mehr. Wehe dem Unternehmer, der sein Werk stillegt!

Nur ganz vereinzelt ist es noch zu sozialen Erschütterungen gekommen. So in den Fiatwerken zu einer bald beigelegten Auseinandersetzung.

Benito Mussolini hat als erster die menschliche Arbeit wirklich sozialisiert, nämlich in den Dienst der gesamten Gesellschaft gestellt, während sie bisher nur Erwerbszweig und Konkurrenz war. Die Gewerkschaften der Arbeiter sind verstaatlicht. Die Verbände der Unternehmer sind verstaatlicht. Die Vertreter beider Gruppen sitzen unter staatlicher Aufsicht an einem und demselben Verhandlungstisch und sind dem Staate für geordnete Arbeitsführung zu beider Genügen verantwortlich. Lohnfragen werden unter Leitung von Beamten geschlichtet, die ernannt, nicht gewählt sind, also unabhängig von der sogenannten öffentlichen Meinung, aber der Strafgewalt des Staates ausgesetzt, wenn sie parteiisch vorzugehen wagen sollten. Für diese ganze Organisation bezahlt der italienische Arbeiter heute nur 5 Papierlire wöchentlich als Beitrag, also wenig mehr als eine Mark, da keine Gewerkschaftsbonzen von seinen Groschen mehr gemästet werden.

Aus diesen Beiträgen wird außerdem sogar so viel erübrigt, daß sie den kostenfreien Besuch höherer

Fortbildungsschulen, einschließlich kostenloser Verpflegung, jedem begabten Arbeiter ermöglichen. So ist die Phrase „Freie Bahn dem Tüchtigen" in Mussolinis Italien zur Wahrheit geworden.

Und noch viel mehr. Die produktive Arbeitslosenfürsorge ist da. Jedermann hat die Pflicht zur Arbeit, jedermann das Recht auf Brot: ist jemand stellenlos, so braucht er nur seine Arbeitskarte vorzuweisen und erhält daraufhin eine für ihn passende Beschäftigung. Es gibt nur noch eine zahlenmäßig sehr geringe Arbeitslosigkeit; Mussolini sagt, Arbeitslosigkeit sei nur ein Organisationsfehler. Die jährlich Hunderttausende italienischer Auswanderer, die früher namentlich nach Südamerika gingen, weil das „arme" Italien sie nicht ernähren konnte, bleiben jetzt im Lande und haben mit wenigen Ausnahmen ihr Auskommen.

Man sieht kaum Bettler mehr in dem klassischen Lande des Bettels. Auch die Herumlungerer sind verschwunden. Das Gewerbe der Wahrsagerinnen ist verboten.

Jedermann ist in seiner Art eingeordnet in den Organismus der Arbeit. Ihre Erträge haben sich mitunter verdreifacht. Damit ist auch die Steuerkraft der Bevölkerung gewachsen. Das faschistische Italien bringt, wie gesagt, 3 Milliarden Lire jährlich mehr auf als das vorfaschistische. Damit werden immer wieder neue, gewaltige Aufgaben in Angriff genommen.

Ein Wunder, ein Wunder, sagen da manche alten Leute.

Nein: ein Mann, ein Mann.

Das ist das eigentliche Wunder, daß ein solcher Mann in unserer Zeit möglich werden konnte. In Civitavecchia raunte mir einmal vertraulich ein Großmütterchen zu, Mussolini habe einen Pakt mit dem Gottseibeiuns, dem er, freilich für Italien, die Seele dafür verschrieben habe: nun könne er Gold machen.

Aufgeklärte junge Arbeiter lachen freilich über solche Geschichten; sie glauben nur an den gesunden Menschenverstand, der aus dem Duce spricht. Anfangs zeterte natürlich alles über Gewalt. Als das berühmte Gesetz über die Verstaatlichung der Arbeit und die Sicherung des Arbeiters, die carta di lavoro, herauskam, schimpften die unbelehrbar gebliebenen alten Gewerkschaftsführer, die Immer-noch-Sozialisten, die jetzt großenteils über die Grenze nach Frankreich sich „zurückgezogen" haben, über den sogenannten neuen Schwindel Mussolinis. Aber ihre Gesichter wurden lang und länger. In Frankreich gab es noch immer viel Arbeitslosigkeit und Hunger. In Italien aber kaum mehr. Da waren Hände gesucht und wurden Hände bezahlt.

Heute ist Benito Mussolini nirgends so sicher, nirgends so umjubelt, als wenn er sich unter den Arbeitern zeigt.

Bei den Unternehmern steht es um sein Ansehen noch nicht so gut. Die Ordnung des Geldwesens nach der Inflation hat Sorgen gebracht. Auch die Produktionskosten sind gestiegen; der italienische Index

für sie beträgt — ich führe die Ziffer vom November 1927 an — 136,5 Prozent, also fast das gleiche wie der deutsche mit damals 140,3, obwohl wir Deutschen doch mit viel größeren Lasten zu rechnen haben. Es gibt Industrielle in Italien, die sich unter Demokratie und Parlamentarismus wohler fühlten. Damals wusch doch eine Hand die andere. Geschäft ist Geschäft.

„Aber um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, schreiben Sie bloß nicht, daß ich Ihnen das gesagt habe, denn dann bin ich 24 Stunden später ein ruinierter Mann!"

Darüber kann ich meinen Gewährsmann beruhigen; ja, sie stehen alle in der Furcht des Herrn, hoch und gering. Aber auch für diese Industriellen wird noch der Tag von Damaskus kommen, an dem sie aus einem Saulus zum Paulus sich wandeln. Nämlich jener Tag, an dem das „größere" Italien ersteht. Es fehlt dem Königreich an Rohstoffen, vor allem an Kohle und Eisen. Unser Menschenalter wird nicht vorübergehen, ehe sich das jetzt wieder unglaublich junge italienische Volk neuen Raum in der Welt erkämpft hat, in dem es diese Rohstoffe gibt. Und dann sind die Schwierigkeiten behoben.

Von Marmor, Öl, Seide, Südfrüchten allein kann eine Volkswirtschaft nicht leben. So zahlt Italien jährlich einen großen Tribut für die Einfuhr von Metallen und Heizstoffen aus dem Auslande. Wo es davon unabhängig ist, wo es mit eigenen Erzeugnissen arbeiten kann, da verdient es glänzend. Die

Arbeiter beispielsweise in der Seidenindustrie haben ebensowenig zu klagen wie ihre Unternehmer. Ich habe mir den im Bau befindlichen Palazzo des Seidenkönigs Dualino auf der Halbinsel oberhalb von Sestri Levante angesehen, wie ihn bei uns selbst ein Krupp sich nie hätte errichten lassen können: jeder größere Quaderstein dieses Bauwerks, in ganz Ligurien nach Farbe und Äderung eigens ausgesucht, kostet 30 000 Lire, bis er eingefügt ist; zwei Tunnels führen durch den Felsen hinunter an den Strand, ein eigener Yachthafen ist in monatelanger Arbeit in die Felsen gesprengt.

Und merkwürdig: kein Arbeiter schüttelt die Faust hinauf.

Die Leute sind vielmehr stolz auf die Pracht, obwohl sie einem Unternehmer gehört. Ob wir so etwas in Deutschland hätten, fragt mich einer beim Fest des croce miracoloso, des wundertätigen Kreuzes, das ich in dem Städtchen mitmachte. Genau so, wie ein Arbeiter im Hydepark in London stolz dem Ausländer die Reiterschar der vornehmen Leute auf der Rotten Row zeigt. An das wundertätige Kreuz glaube ich nicht, aber an das Wunder Mussolini.

Er schweißt und schmiedet aus den ehedem verhetzten Klassen des italienischen Volkes eine einheitliche Nation. Und er hat es fertig gebracht, daß man heute in Italien frohe und stolze Arbeitergesichter sieht, wo einem früher Gram und Haß entgegenstarrten.

8.

Kein Geschichtswerk hat mir die Zwangsläufigkeit der italienischen Politik so klar gemacht wie die einzige halbe Tagesreise im Wasserflugzeug an der Küste entlang von Ostia bis Genua.

Man fliegt nicht allzu hoch. Man fliegt auch nicht allzu weitab. Man hat dauernd schöne Aussicht, hat außerdem nicht unter Staub und unter Hitze zu leiden wie in dem Eisenbahnabteil zweiter Klasse, in dem man zu acht Personen gepökelt ist. Die photographische Camera muß man freilich vorher dem Führer zur Aufbewahrung abgeben, denn es könnte doch sein, daß jemand — nun wenn schon — die Lagunen bei Port Ercole aufnähme. Aber um so ungestörter beobachtet man mit dem Auge. Und da ist man schon nach der ersten Stunde durch die Tatsache überrascht, daß an der Küste entlang eigentlich eine Burg neben der andern, ein mittelalterlicher Wachtturm neben dem andern steht. Man begreift, was es bedeutet, daß Italien ganz Küste ist; daß es schon in alten Zeiten vor Seeräubern sich schützen mußte.

Noch heute ist es so. Hinter dem Strande erhebt sich das Gebirge, die Eisenbahn läuft also vielfach am Ufer entlang. Einige wenige Granaten, auf diese Bahn geschossen, können den Verkehr, können die Mobilmachung im Kriege lahmlegen. So wird die See Gesetz. Niemals kann Italien in einen Krieg gegen eine meerbeherrschende Macht ein-

treten; in dem Augenblick, in dem England den Kampf gegen uns aufnahm, wäre Dreibundtreue für Italien vollkommen gleichbedeutend mit Selbstmord gewesen.

Noch ganz anders als gegen uns läßt gegen Italien sich auch eine tatsächliche Hungerblockade durchführen.

Italien hat einen Nahrungsbedarf von jährlich 70 Millionen Doppelzentner Getreide; das ist viel, aber dadurch erklärlich, daß dort ja nicht die Kartoffel wesentliches Nahrungsmittel ist, sondern Polenta und Spaghetti deren Stelle vertreten. Von diesen 70 Millionen Doppelzentnern mußten 40 aus dem Auslande eingeführt werden. Sperrung zur See, Möglichkeit einer Verproviantierung nur von Österreich her: dann wären die Italiener schon im ersten Kriegsjahr verhungert.

Also zwangsläufig zur Entente!

Dieser Zwang, auch wenn er im Weltkrieg zum Vorteil ausschlug, ist für einen Mann vom Kaliber Mussolinis unerträglich. Italien wird zum willenlosen Trabanten. Infolge dieser Zwangslage ist es den Verbündeten dann auch möglich geworden, Italien um einen großen Teil der versprochenen Früchte des Sieges zu betrügen. Ein Widerstand ist ja undenkbar.

Eine Großmacht, wenn sie diesen Namen verdient, muß aber frei sein, muß sich selbst ernähren können.

Bei uns in Deutschland hat Bismarck durch die Zollpolitik die heimische Nahrungserzeugung zu

fördern gesucht. Unter Caprivi und seinen demokratischen Ratgebern Barth und Brömel bauten wir die Zölle ab, ging unsere Erzeugung zurück. Zu Beginn des Krieges hatte sie sich noch nicht von dieser verhängnisvollen Periode erholt. Wir mußten hungern, und dann zerbrach uns der Kohlrübenwinter die Widerstandskraft.

Es ist ein Beweis für die staatsmännische Größe Mussolinis, daß er hier seinen stärksten Hebel angesetzt hat. Koste es, was es wolle: Italien müsse sich selbst ernähren können.

Mit aller Härte, für die Konsumenten — die Verzehrer — zunächst völlig unverständlich, begann die Aktion. Zunächst hieß es: sparen, das Korn bis zum Äußersten ausmahlen. Befehl von Mussolini. Nichts zu machen. Es gab bis in den vorjährigen Sommer hinein in ganz Italien eine Einheitssemmel, einen harten grauen Weck, der gräßlich schmeckte. Nicht einmal in den feinsten Hotels wurde zugunsten des internationalen Reisepublikums eine kleine Ausnahme gemacht. Man mußte das Zeug herunterwürgen. Mussolini und der König selber taten es ja auch. Es gab wirklich keine Ausnahme. Erst in der letzten Reisesaison wurde die Semmel etwas besser.

Aber durch Sparen und „Erfassen" ist noch nichts getan. Es kommt auf die Vermehrung der Erzeugung an.

Vor drei Jahren begann Mussolini den Sieg des einheimischen Weizens zu organisieren. „La vittoria

del grano." Von jedem Amtsgebäude, in jedem Wagenabteil der Eisenbahn leuchteten die Plakate, auf denen lachende Frauen, gut gestellt gegen den blauen Himmel, goldgelbe Riesengarben heimschafften. Ehrenpreise bis zu 20 000 Lire für den Bauern, der durch rationelle, intensive Wirtschaft den größten Körnerertrag hat, insgesamt 1½ Millionen Lire für diesen Zweck Das Ziel: Verdreifachung der Ernte.

Heute, nach drei Jahren, braucht Italien, wie ich den amtlichen Zahlen entnehme, statt 40 nur noch 18 Millionen Doppelzentner einzuführen.

Der Durchschnittsertrag hat sich pro Hektar von 9 auf 15 Doppelzentner gehoben. Der höchstprämiierte Ertrag betrug 47,5 Doppelzentner vom Hektar. Die Leute haben geschuftet wie noch nie, sobald sie den Sinn der Sache erkannten. Die ödesten Berghänge trugen plötzlich Frucht. Die bebaute Fläche nahm zu, nicht nur die prozentuale Ernte. Es steckte geradezu sportlicher Eifer dahinter. Noch nie hatte ein Italiener den Italienern den Vorteil gesteigerter Arbeit so plausibel zu machen verstanden. Noch eine Anzahl Jahre weiter, dann braucht Italien keinen Halm mehr aus dem Auslande, kann es 70 Millionen Doppelzentner Korn und noch mehr auf eigenem Boden erzeugen.

Vorausgesetzt, daß auch dürrer Boden fruchtbar wird. Dazu müssen bisher kahlgeschlagene Felsen wieder Wälder tragen, die die Feuchtigkeit halten. Ganz Italien wird auf Mussolinis Befehl jetzt auf-

geforstet. Nach einem Menschenalter ist es, freilich mit Milliardenkosten, die aber Arbeit geben, umgewandelt.

Dann steht es ernährungs-politisch auf eigenen Füßen. Dann wird es nicht mehr am Nasenring von der Entente gezogen.

Reis gibt es in dem Lande mehr, als man braucht. In Oberitalien ißt man Reis. Der Neapolitaner aber kennt Reis kaum. Der will seine Maccaroni aus Weizen haben. Da ein neuer Befehl Mussolinis: ein Reistag für das ganze Königreich! An einem Tage gibt es überall, von der Hütte bis zum Königspalast, nur Reis in Italien, nicht Mehlpräparate. In den Kasernen, in den Krankenhäusern, in den Gasthöfen, in den Volksküchen: nur Reis. Die Leute sollen doch mal lernen, was für ein schönes Nahrungsmittel das ist, das in der Po-Ebene so reichlich wächst.

Früher exportierte Italien Menschen und Waren und importierte dafür Lebensmittel. Das gilt auch bei uns noch heute vielfach als der Weisheit letzter Schluß, obwohl wir darob den Krieg verloren haben.

Jetzt aber behält Mussolini die Menschen als kostbarstes Aktivum im Lande und läßt sie mehr Lebensmittel erzeugen, um Italien zu sichern. Für alle Fälle. Auch für den nächsten Weltkrieg, den er mit Bestimmtheit erwartet.

Und er zeigt ihnen, wie reich die Heimat ist, wenn man ihre Schätze nur hebt. Die Campagna, die

große Ebene um die Hauptstadt Rom, galt seit Jahrhunderten als unfruchtbare Steppe, als Malariaherd, sozusagen als ein von Gott gegebener Schandfleck des Landes, den man mit christlicher Geduld ertragen müsse. Das Fieber raffte die Menschen hin. Bäuerliche Siedelungen waren verloren. Für den Großgrundbesitz war aber die Campagna, rund 150 Kilometer lang bei 50 Kilometern Breite, auch nicht etwa rentabel. Allenfalls ließen sich da Fuchsjagden zu Pferde veranstalten. Oder man schoß im Herbst die aus dem Norden kommenden Zugvögel ab. Im übrigen verpachtete man das Land um wenige Lire zum Abgrasen durch Kühe, Ziegen, Schafe, die von malariaverseuchten Hirten hier betreut wurden, wie schon Goethe sie gesehen hat. Mit einer geradezu jungenhaften Freude hat sich Mussolini nun auf die Arbeit gestürzt, aus der Campagna wieder das zu machen, was sie vor 2000 Jahren gewesen ist, ein Fruchtgarten. Die Großgrundbesitzer wurden unter der Drohung, daß sonst ihr Land entschädigungslos beschlagnahmt würde, um an Kriegsbeschädigte aufgeteilt zu werden, zu Sanierungsarbeiten gezwungen. Allerdings stellte man ihnen Kredite dazu zur Verfügung. Sogar die pontinischen Sümpfe, die man für unheilbar hielt, obwohl Projektemacher sich viel an ihnen versucht hatten, mußten daran glauben.

Heute ist die Campagna gesund. Heute sind 300 Quadratkilometer Neuland der systematischen

Bebauung erschlossen. Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, dieses faustische Gefühl kann der Duce haben. Die Holländer haben ähnlich Großes vor. Sie wollen die Zuydersee eindämmen und auspumpen. Aber sie sind ein seit altersher rechnendes Volk. Die Italiener dagegen waren bis vor kurzem eine Nation unartiger Kinder.

Wer jetzt von Neapel zu Lande nach Rom reist, der durchquert auf einer direkten Bahnlinie die pontinischen Sümpfe, um deren Entwässerung Caesar, Augustus, Trajan, Theoderich und mehrere Päpste sich den Kopf zerbrochen und zahlreiche „Sachverständige" bemüht haben. Nicht weniger als 33 Ortschaften der alten römischen Republik sind hier dem furchtbaren Fieber erlegen, sind buchstäblich ausgestorben. Heute bekommen wir in Deutschland einen großen Teil der Tomaten von dort her. Heute sind die ehemaligen Sümpfe, diese Brutstätten des Todes, ein blühender Garten, in dem sich frohe Kinder Italiens tummeln.

Als Hans Dampf in allen Gassen immer Benito Mussolini hinter jeder Aktion. Jetzt ist es nicht mehr nur seine Soldateska, die seine Herrschaft mit Gewalt aufrecht erhält, sondern ein überzeugtes Volk steht zu ihm. In einer italienischen Stadt sah ich mir einmal einen Mussolini-Film an. Versteht sich: Klappern gehört zum Handwerk; und die Faschisten verstehen sich auf die Reklame. Mussolini als Flugzeugführer, Mussolini als Admiral, Mussolinis kleine Buben beim Exerzieren

mit dem Gewehr, Mussolini am Steuer, Mussolini zu Pferde über Hindernisse, Mussolini, Mussolini, Mussolini. Man denkt, er ist ein Verwandlungskünstler, gewandter als der weltbekannte Fregoli. Immer wieder braust der Beifall der Zuschauer los, aber am stärksten dort, wo der Diktator als Landmann auftritt. Hier sind seine Erfolge mit Händen zu greifen. Hier mag die Opposition sich noch so sehr verkrampfen, aber man glaubt ihr nicht mehr, wenn sie sagt: „Alles nur Bluff."

Er ist ein rastloser Arbeiter, nüchtern, unermüdlich. Sechs Ministerien sind in seiner Hand vereinigt. Er bezieht das Gehalt eines einzigen, und das ist erheblich geringer als das der unserigen, der deutschen Minister.

In ihm hämmert das Blut wie rasend, auch wenn er äußerlich beherrscht sich gibt.

Es hämmert: Rom, Rom, Rom.

Er will das stolze Rom in seiner einstigen Größe wiederherstellen, nicht nach Quadratkilometern, aber nach Macht und Moral gemessen. Rom, Rom, Rom! Einen glühenderen Patrioten kennt die Welt nicht. Alles dient dem einen Gedanken. Eine Dame fragte ihn neulich, was er seine Tochter werden lassen wolle. Er antwortete: „Sie soll heiraten und viele Kinder kriegen." An der Kinderlosigkeit ging das alte Rom zugrunde. Rom, Rom, Rom. Mussolini weiß, daß jeder Neugeborene nicht nur Mund und Bauch hat, also Geld kostet, sondern auch zwei Arme mitbringt, zum Arbeiten

und zum Waffentragen. Also ist jeder ein Gewinn. Ein Volk ohne Raum schafft sich dann schon den Raum. Nur muß es vorher dafür sorgen, daß Nahrung da ist. Und nicht für 42 Millionen Bewohner, wie heute, sondern für künftige 70 Millionen soll Italien aus dem eigenen Mutterboden heraus Nahrung erzeugen.

Rom, Rom, Rom ...

In Mussolinis Kindheit das Hämmern in der väterlichen Schmiede.

Das Heim des Mannes Mussolini, seine Arbeitsstätte, wieder von Hämmern erfüllt.

Unter der Redaktion des Popolo d'Italia in der Straße Paolo da Cannobio Nr. 35 in Mailand befand sich eine Schmiede. Dann eine kleine Treppe und oben die zwei Zimmerchen. Oft hatte Mussolini für sich und die Kollegen kein Gehalt, er, von dem es hieß, die Franzosen zahlten ihm Millionen. „Tut nichts, wir können warten; wenn nur die Austräger bezahlt werden." Rom, Rom, Rom. Nein, ein solcher Mensch läßt sich nicht kaufen. Man kann einen Besessenen nicht durch Versprechungen locken.

Unbeirrt hat er seinen Weg verfolgt, bis am 24. März 1929 die große Wahl sein Werk legalisierte.

Seine 400 Berufsständischen wurden en bloc gewählt; 90 Prozent aller Wahlberechtigten stimmten dafür.

Natürlich war es keine freie sogenannte demokratische Wahl, denn nicht Demokratie, sondern Kraft

ist Mussolinis Ziel. Er hat verlangt, daß das Volk sich seinem Werk angelobe. Das hat es nicht in freier demokratischer Wahl, sondern unter einem harten Muß getan. Bei dem Fahneneid in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht wird der Rekrut ebenfalls nicht nach seiner Meinung gefragt; und nur ein solcher symbolischer Akt war auch die Wahl der Vierhundert. Mussolini hat an diesem Märztage sein Volk auf den Faschismus vereidigt.

Manche halten ihn für einen Amokläufer. Für einen Wahnsinnigen, der um sich schlägt und sticht, bis er selber wie ein reißendes Tier niedergestreckt wird. Sie kennen ihn schlecht, die so sprechen.

Er ist nur ein Mensch, der da weiß, was heldische Härte ist. Wenn zwei zusammenprallen, siegt immer der härtere. Sie müßten hart wie die Preußen sein, hat er einmal den Herren seines Ministeriums gesagt. Ein anderes Mal: die Römer würden die Preußen des Südens. Das Zeitalter Friedrich Wilhelms I. und des Alten Fritz taucht wieder auf.

Eine neue Nation ersteht.

Mussolini hämmert sie zu einem Instrument, das der Welt Bewunderung abtrotzen soll. Mit diesem Werkzeug aber baut er ein Rom, das das Rom des Kaisers Augustus in den Schatten stellen will.

9.

Es ist ein undefinierbares Gemisch von Koketterie und Monumentalität, das Italienreisende immer wieder bezaubert. Hie und da steht allerdings ein Gebäude grell und nackt in der erbarmungslos klaren Atmosphäre. Da schmiegt sich nichts hinter Bäumen, da wird kein Spitzdach zutraulich zum Himmel. Manchmal sind diese Häuser nur erträglich durch ihre malerische Verlumpung, durch abgefallenen Putz und verfärbte Tünche. Aber man hält an Bahnhöfen, die entzückend in blühenden Oleander gebettet sind, und man kommt in Städte, deren klassische Bauten erschütternd großartig sind.

Rom ist kaum kokett. Rom ist nur monumental.

Der Durchschnittsrömer selbst geht achtlos daran vorbei.

Unsere Großstädter überhaupt sind ja viel mehr zum Räsonieren geneigt als zu ehrlicher Begeisterung. Auch dem Durchschnittsberliner sagt beispielsweise das Denkmal des alten Kaisers an der Schloßfreiheit gar nichts.

Genau so passieren täglich tausend und aber tausend Römer das Foro Italico, ohne auch nur einen Blick zu dem Standbild Viktor Emanuels hinaufzusenden. Und doch ist dieses Nationaldenkmal das imposanteste, das die Welt kennt. Die marmorne Pracht ist breit hingelagert wie ein Riesentempel und dabei 38 Meter hoch. Von oben sieht man ganz Rom unter sich im Kranze grünbewaldeter Berge

mit seinen unzähligen Türmen einschließlich der Kuppel der Peterskirche, überschaut man auch das Foro Romano mit seinen Säulenresten, versinkt der Blick in Jahrtausende. Das Denkmal selbst ist die ungeheure Kraftäußerung einer aufstrebenden Nation, ist in seiner Massigkeit und in seinen Einzelteilen ein Ausdruck gestrafften Willens zur Größe. Natürlich können die sogenannten Kunstkenner es in Grund und Boden kritisieren, aber kein Volk hat ein so erhabenes Monument zur Erinnerung an seine Einigung.

Am Fuße das Grabmal des unbekannten Soldaten aus dem Weltkriege. Hier bringt jeder Besucher von Distinktion sein Opfer dar. Als ich zum letzten Mal davorstand, hatte gerade der Präsident der Negerrepublik Liberia seinen Riesenkranz davor niedergelegt. Wir haben in Deutschland keine derartige Stelle. Wir haben keinen Sinn für repräsentative Monumentalität.

Mussolini hat den Sinn.

Vor allem weiß er, was Geschichte bedeutet.

Am 31. Dezember 1925 sagte er zu dem neuen Gouverneur von Rom:

„Meine Vorstellungen sind klar, meine Befehle genau, und ich bin gewiß, daß sie einmal konkrete Wirklichkeit werden. Innerhalb fünf Jahren muß Rom allen Völkern der Welt als ein Wunder erscheinen: groß, geordnet, mächtig, so wie es zu den Zeiten des ersten Kaisertums des Augustus war. Fahren Sie fort, den Stamm der großen Eiche von

allem zu befreien, was sich noch darum wickelt. Schaffen Sie freie Durchgänge um das Teatro Marcello, um das Capitol, um das Pantheon. Alles, was in den Jahrhunderten des Verfalls rund herum gewachsen ist, muß verschwinden. Innerhalb fünf Jahren muß von der Piazza Colonna aus durch eine große Verbindung das gewaltige Bauwerk des Pantheon sichtbar sein. Befreien Sie auch von parasitenhaften Profanbauten die mächtigen Tempel des christlichen Rom. Die tausendjährigen Monumente unserer Geschichte müssen in der notwendigen Isolierung gigantisch dastehen. Ferner wird sich das dritte Rom über andere Hügel ausbreiten, auch entlang den Ufern des heiligen Stroms, bis an den Strand des Tyrrhenischen Meeres. Beseitigen Sie die törichte Verunstaltung durch die Trambahn, die sich in den Straßen Roms breitmacht, und schaffen Sie neue Verkehrsmittel für die neuen Stadtteile, die im Kreis um die alten entstehen werden. Eine gerade Straße, die die längste und breiteste der Welt sein soll, wird das Rauschen unseres Meeres vom wiedererstandenen Ostia bis in das Herz der Stadt tragen."

So spricht ein machtberauschter Phantast, könnte jemand sagen. Aber Mussolinis Phantasien haben die Eigentümlichkeit, Wahrheit zu werden. Der Mann, der die Campagna und die pontinischen Sümpfe der Bodenkultur erschloß, verdient Achtung vor seinen Worten.

Die breite Autostraße nach Ostia, auch nachts erleuchtet, ist Ende September 1928 fertig geworden.

In 15 Minuten kann der Römer heute bis ans Meer gelangen, denn der Geschwindigkeit sind auf dieser Straße keine Grenzen gesetzt.

Die Entpuppung des alten Rom ist schon im besten Gange.

Wenn heute in anderen Großstädten irgendwo das „Buddeln" beginnt, Straßen aufgerissen, Häuser niedergerissen werden, so ist das kein schöner Anblick. Aber wenn das, was vor tausend und mehr Jahren der Vulkanstaub oder der Wüstensand zugedeckt hat, wieder ausgegraben wird, Pompeji am Fuße des Vesuv oder Leptis Magna in Tripolitanien, dann enthüllt jeder Tag neue Köstlichkeiten. So erleben wir es jetzt auch in Rom bei Freilegung der Fora aus der Kaiserzeit.

Wenn mit dem Fremdenstrom der Deutsche, vom Bahnhof oder vom Nationalmuseum an der Piazza Esedra kommend, die Via Nazionale hinuntergeht, bleibt er wohl schließlich vor der Trajanssäule stehen und sieht dort zu, wie römische Kinder den verwilderten Katzen, die in einer Art Wallgraben hier ausgesetzt sind, ein paar Fischköpfe zuwerfen. Dann geht er weiter zur Piazza Venezia, setzt sich dort vor ein Kaffeehaus und genießt den Anblick des Nationaldenkmals und schreibt das erste Dutzend Ansichtskarten. Noch machen nur wenige vor der Trajanssäule den kleinen Abstecher in die Gäßchen nach links, in denen die Spitzhacke und, ganz vorsichtig, der Spaten jetzt Raum und Licht geschaffen haben und wo die Häuser irgend welcher alten Adels-

familien vom Erdboden rasiert worden sind, aber nur, um freizulegen, was sie eingebaut bargen: Säulen und Fliesen und Treppen aus dem Rom der Kaiserzeit.

Eine Marmortafel mit lateinischer Inschrift kündet hier Mussolinis Werk. Überall erweckt er Verschüttetes: Bauwerke, Ideale, Energien. Auch die Ausgrabungen sind für ihn nur Mittel zu dem Zweck, die Nation zu Stolz und Selbstbewußtsein zu erziehen.

Er selber ist nicht etwa künstlerisch daran interessiert; zur Kunst hat er Verbindung nur über die Musik hin, er, der Geigenspieler, der Klavierspieler. Museumsläufer ist er nie gewesen.

Rom soll wieder der Wallfahrtsort der Welt werden. Aber nicht nur wie bisher für kirchliche Pilger. Sondern für Weltkinder: Staatsmänner, Globetrotter, Industriekapitäne. Für alle, die auf sich einwirken lassen wollen, was in unserer Zeit sozialer Katzbalgereien ein nationaler Wille zu schaffen vermag.

Das Soziale versteht sich am Rande. Man ist am meisten sozial, wenn man nicht sozialistisch befangen ist.

Rom hat in sechs Jahren der faschistischen Herrschaft um mehr als 100 000 Einwohner zugenommen. Sie alle haben ihr modernes und hygienisches Heim gefunden. Die Bautätigkeit, nicht gehemmt durch Zwangswirtschaft, hat sofort mächtig eingesetzt. Im Jahre 1923 wurden 27 000 Wohnungen errichtet, 1924 schon 30 000, 1925 gar 38 000.

Noch ein paar Zahlen! In derselben Zeit stieg der Wasserverbrauch der städtischen Sprengwagen von 1,6 auf 2,7 Millionen Kubikmeter, der städtische Schuletat von 4,7 auf 13,8 Millionen Lire, die Oberfläche der Straßen Roms von 4,6 auf 7,6 Millionen Quadratmeter, und die Zahl der aus den Volksbibliotheken durch die Römer entliehenen Bücher verneunfachte sich.

Elektrisch betriebene, lautlos und ruhig einhergleitende Autobusse vermitteln den Verkehr. Sie sind bequem, elegant, fast kokett. Eine elektrische Eisenbahn aber, mit geräumigen einklassigen Wagen, die wir Deutschen auf Reparationskonto haben liefern müssen, bringt den Römer in einer halben Stunde nach Ostia, an das Meer. Für wenige Pfennige den einfachen Mann, der sich keine Autofahrt leisten kann.

Da ist wieder ein Wunder Wirklichkeit geworden.

Vor fünf Jahren stand dort, in der Nähe der völlig versandeten Tibermündung, sozusagen in der Wüste, ein einziges verfallenes Fischerhaus. Für Geld und gute Worte konnte man da ein Stück Brot und ein Stück sauren Käse bekommen. Ich traute meinen Augen kaum, als ich Ostia nun wiedersah. Aus dem Nichts ist ein Nizza erstanden. Palmen an der gutgepflegten Hauptstraße. Dahinter die Villen, die Gasthöfe. Zum Lande zu der stattliche Bahnhof, eine mächtige Kirche, einfachere Pensionshäuser. Am Strande nicht, wie bei uns an Nord- und Ostsee üblich, ein großes Kurhaus, davor die Bäder, son-

dern eine ganze Anzahl von „Stabilimenti", darunter das Stabilimento di Roma, eine marmorne Burg, weit hinaus in die See gebaut. Auch hier das heroisch-monumentale: die Köpfe der römischen Wölfin lugen aufs Meer.

Trotz aller repräsentativen Pracht ist Ostia keineswegs ein Luxusbad. Es soll das Wannsee des römischen Kleinbürgers sein. Ich selbst habe ein paar Tage sehr billig und gut in einer deutschen Pension gewohnt. Wer die italienische Küche, mit Öl statt Butter, vorzieht, der kann es in Ostia noch billiger haben. Die große Masse der Besucher aber wohnt nicht hier, sondern kommt nur für den Nachmittag und Abend aus der stickig heißen Hauptstadt herüber.

Da fühlt sich der Römer ganz losgelassen. Unter der Seebrücke, in ihrem kühlen Schatten, habe ich junge Leute sogar — kneipen sehen, ein seltenes Ereignis bei den Südländern. Verschiedene Herren, zwei Mädchen dabei, alle in Badeanzügen. Man lud mich dazu ein. Sei ich nicht auch Kriegsteilnehmer, alter Frontsoldat? Na also! Und der italienische Oberleutnant zur See a. D. trinkt mir zu, mir, dem Gegner von gestern, dem Verbündeten von morgen. Es geht nach Komment. Ansetzen, Absetzen, Augen rechts, Zuprosten, Austrinken, Durch-das-Glas-lugen, Aufsetzen: eine Art Salamander mit artilleristischen Kommandos. Alles ist eitel Lust und Fröhlichkeit. Aber trunken wird niemand. Und abends tanzt man natürlich im Stabilimento di Roma, bis der letzte Zug um 12 Uhr heimrollt.

Alles, was in Rom zusammenströmt und hier beruflich tätig ist, erholt sich in Ostia und gewinnt neue Kraft aus der salzigen See und den Sportspielen am Strande. Ein Hauptmann der faschistischen Miliz macht mich mit ein paar jungen Damen aus Sizilien bekannt. Am Nebentisch in der Halle des Stabilimento ein paar Arbeiter mit ihren Frauen, an einem anderen Tisch ein Professor mit Familie. Alles ist harmlos vergnügt, alles fühlt sich wie erlöst.

Ich pürsche mich an die Arbeiter heran.

Einem Ausländer gegenüber sind diese Leute zutraulicher als im Verkehr mit eigenen Landsleuten. Man kann nicht wissen. Die Landsleute könnten doch politische Geheimagenten sein. Mussolini hat tausend Augen und Ohren, das Spitzeltum ist altitalienische Einrichtung. Aber zu mir spricht der alte Former ganz offen, ich bin ja ein ungefährlicher ferner Tedesco.

„Wissen Sie, ich bin kein Faschist. Nun ja, man muß natürlich. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Es ist ein ganz anderes Leben geworden. Früher hatten wir viele Feiertage, viele Streiktage. Jetzt wird feste geschuftet. Aber man hat dafür auch Geld. Die Gewerkschaft und die Partei haben nicht so für uns gesorgt. Jetzt hat der Staat meine drei Jungen ins Gebirge geschickt, die Mädchen in die Strandkolonie. Natürlich sind die Kinder Faschisten. Der älteste Junge hat neulich im Scharfschießen einen Preis gekriegt. Seit einer Ewigkeit hieß es

bei uns: Rom ans Meer. Seit zwanzig Jahren sprach man davon. Jetzt ist es auf einmal so weit. Ich kann mich mit meiner Alten so schön auslüften. Nein, ich bin kein Faschist. Aber das vergesse ich trotzdem dem Mussolini mein Lebtag nicht."

Mit dem Leiter der Flugstation Ostia, der noch von Orville Wright ausgebildet ist, habe ich auch längere Zeit geplaudert. Jedermann ist von Stolz geschwellt, wenn er das hier Erreichte ansieht.

„Rom ans Meer": das wird noch ganz anders zur Wahrheit. Die Stadt wird planmäßig in das Wachstum nach Westen gedrängt, sie soll bis an die See reichen, und schon sind Ingenieure und Wasserbautechniker an der Arbeit, um den künftigen Hafen vorzubereiten. Das ist so, als wenn bei uns einer sagte: Schwerin soll Seestadt werden. Liegt die Stadt nicht mitten im Lande? Gewiß doch; genau so wie Rom. Nur noch günstiger, denn bei Wismar hat man tiefes Wasser, vor Ostia aber ganz flaches, seichtes.

Tut nichts. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Es muß gehen.

Rom soll das London des Mittelmeeres werden. Das Babylon, das Palmyra, das Theben, das New York; das große Weltwunder, antik und modern zugleich. Und der Römer, frei von innerpolitischen Kämpfen, gewappnet für den Wettbewerb unter den Völkern, soll wieder fest und hallend durch die Weltgeschichte schreiten: „Civis Romanus sum!"

10.

Seit Jahrhunderten ist der staatlose Deutsche überall der Dünger der fremden Nationen gewesen. Heute wären wir ein Volk von 180 Millionen, das größte der Welt, unangreifbar für jeden, wenn unsere Sprache nicht überall untergepflügt worden wäre.

Am meisten haben wir, ganz ohne Zwang, in Amerika verloren. In den Vereinigten Staaten war es einmal schon so weit, daß nur mit einer Stimme Mehrheit der Antrag durchdrang, die englische, nicht die deutsche zur Staatssprache zu machen. In anderen Ländern nahm man uns das Volkstum mit Gewalt. Jetzt krampft sich uns das Herz zusammen, weil die 230 000 Südtiroler ihrer Muttersprache beraubt werden.

Diesmal ist das nicht nur eine Folge unserer Ohnmacht.

Es ist eine Folge unserer Politik, die uns in scharfen Gegensatz zu Italien bringt.

Mussolini selbst ist kein Deutschenfeind.

Er schätzt unsere Dichter und Denker und liest sie eifrig. Er schwärmt für das alte tapfere Preußen der Geschichte. Er ist unmittelbar nach dem Kriege während des Beschlagnahmetaumels für den Schutz des Eigentums so manches Deutschen in Italien eingetreten. Er hat immer wieder, wovon ich später noch erzählen will, sich um ein Bündnis mit uns bemüht. Er benutzt jede Gelegenheit, um uns seine Hochachtung zu bezeugen.

Als der internationale Luftfahrerkongreß in Rom stattfand, wurde die deutsche Sprache neben Englisch und Französisch zur offiziellen erklärt. Hauptmann a. D. Fisch, der ehemalige Adjutant der Inspektion unserer Fliegertruppen während des Krieges, jetzt Geheimrat im Verkehrsministerium, wurde durch Übertragung des Vorsitzes geehrt. Als in Belgrad das Denkmal für den unbekannten serbischen Soldaten enthüllt wurde, wozu militärische Deputationen der ganzen Entente eingeladen waren, ging der italienische General nachher auch zu dem deutschen Soldatenfriedhof und legte dort einen Kranz nieder; wie wir es auch nicht vergessen wollen, daß im Mai 1921 in Oberschlesien 2 Offiziere und 17 Mann der italienischen Schutztruppe für uns im Kampfe gegen die von den Franzosen unterstützten polnischen Einbrecher gefallen sind.

Also Deutschenhaß führt den heutigen Vergewaltigern der Deutschen Südtirols nicht den Arm.

Noch am 11. September 1919 schrieb Mussolini in seinem Popolo d'Italia wörtlich, daß Italien nicht die Absicht habe, die Deutschen an der oberen Etsch zu entnationalisieren; daß es ihre Sprache und ihre Sitten achten und ihnen die notwendige Selbständigkeit der Verwaltung zugestehen werde.

Heute aber ist Deutschland, wie Mussolini sagt, der einzige Freund Frankreichs in Europa. Er versteht die Gesinnung nicht, die ein Volk dazu führt, aus der Hand des Peinigers zu fressen. Er selbst sieht in Frankreich einen Erbfeind auch Italiens.

Soll er, so sagt er, die Bundesgenossen dieses Feindes schonen? Soll er, so sagt er, in seiner Grenzmark Völkersplitter solcher Leute stärken?

Es gehört zu Mussolinis Charakter, daß er auf einen Schelmen immer anderthalbe setzt. Er ist baß erstaunt, daß wir uns die wahnsinnige Grenze im Osten gefallen lassen, die Ostpreußen zu einer Insel in polnischer Brandung macht. Er hat dies vor wenigen Monaten ganz offen dem römischen Mitarbeiter der Berliner Scherlblätter, Gustav Eberlein, gesagt. Das Interview wurde von unseren Offiziösen angezweifelt. Da ließ Mussolini es im Wortlaut amtlich in Rom veröffentlichen. Er ist baß erstaunt, daß wir uns nur über Bolzano aufregen, aber nicht über Mulhouse; daß wir jetzt von den 230 000 Südtirolern sprechen, aber nicht von den Millionen Deutscher, denen im Elsaß, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Serbien das Volkstum auch geraubt wird.

Dann können seine Augen böse funkeln. Dann zitiert er Nietzsche: „Wer da fällt, den soll man auch noch stoßen."

Dieser Mann macht nichts halbes. Seine Maßnahmen in Südtirol sind furchtbar. Mit allen, auch wirtschaftlichen Zwangsmitteln wird gearbeitet. In der Provinz Bozen — Bolzano — zahlt man 25 Prozent Steuern mehr als im übrigen Italien. Die Sprachgesetze sind härter als irgendwo anders, wo Deutsche auch bedrückt werden. Sie haben Erfolg. Im Grödener Tal in Tirol traf ich blondhaarige deutsche

Kinder, die italienisch plapperten. Ich fragte sie nach dem Grunde. Da antworteten sie verlegen: „Es ist bequemer." Vor ein paar Jahren sangen sie noch: Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein. Heute trällern sie Lieder von irgend einer Madonna. Im April 1929 ist auch die bisher noch in Bozen gestattete Zweisprachigkeit auf den Ladenschildern verschwunden; anderswo gab es schon längst nur noch italienische Aufschriften. Die Schulen sind völlig italianisiert. Deutscher Privatunterricht ist verboten. Auch die Eltern dürfen ihn den eigenen Kindern nicht erteilen. Nach deutschen Büchern wird gefahndet. Ja sogar das ungeheuerliche wird wahr, daß man den Deutschen ihre Namen nimmt. Der Bauer Himmelspacher erhält plötzlich den Namen Coelestino behördlich aufoktroyiert. Hubert Träger wird in Ettore Facchino umbenannt. Selbst auf den Kirchhöfen wird die Urkundenfälschung begangen, daß man alte deutsche Namen auf Grabsteinen italianisiert.

Die Sette Communi, die Dörfer bei Asiago in Venetien, waren in alten Zeiten einmal deutsch. Auf Völkerkarten Europas, so der von Professor Dietrich Schäfer, findet sich da noch heute manchmal ein rotes Fleckchen. Aber in Wahrheit sind sie längst, ohne daß irgend ein Zwang nötig war, italienisch geworden. Genau so, wie ohne jeden Zwang Kottbus und Umgegend, wo vor etlichen Menschenaltern jedermann wendisch sprach, heute völlig für die deutsche Sprache gewonnen ist, nur

noch ein paar ganz alte Leute das fremde Idiom gebrauchen.

Aber Mussolini will nicht warten. Tirol ist für ihn ein Demonstrationsobjekt. Es muß alles schnell gehen. Nach einem halben Menschenalter soll es da nur noch „Italiener“ geben.

In Salurn, dem südlichsten rein deutschen Städtchen in Tirol, hart vor der Sprachgrenze, lebte der Dr. Josef Noldin, Rechtsanwalt, politisch gänzlich uninteressiert und keineswegs der Typus eines Verschwörers. Er gab deutschen Kindern, weil sie in der Schule es nicht mehr hatten, deutschen Unterricht im elementaren Lesen und Schreiben. Da packte man ihn, legte ihn in Ketten und verschickte ihn nach Lipari, der einsamen Insel der politischen Verbrecher. Weder er noch seine Frau, die ihm in die Verbannung gefolgt ist, dürfen deutsche Briefe an ihre Kinder in Salurn schreiben. Auch werden deutsch geschriebene Briefe ihm nicht ausgehändigt. Mit anderen Verbannten darf er nicht sprechen. Als Unterhaltskosten auf der Insel, auf der es nicht einmal Trinkwasser gibt, alles zu Schiff von Sizilien kommen muß, bekommt er 66 Mark monatlich ausgehändigt. Er ist für fünf Jahre verbannt.

Noldin ist erst 40 Jahre alt. Er war eine jugendlich kraftvolle Erscheinung. Jetzt nach zwei Jahren Lipari ist er gebrochen. Seine Haare sind ergraut. Er ist auf der glühenden Felseninsel zur Ruine geworden.

Das ist unmenschlich.

Und wieder funkelten Mussolinis Augen ganz böse, als im Gespräch die Rede darauf kam. Dieser brutal offene Mensch erklärte offen: „Ich bin zu einem Tauschgeschäft bereit, ich mache meinetwegen eine andere Politik im Alto Adige, wenn Ihr Deutschen Schluß mit Eurer frankophilen Politik macht." Das sind Worte, die selbstverständlich dementiert werden müssen, wenn sie zur Debatte kommen. Aber es läßt sich bezeugen, daß sie gefallen sind.

Wir Deutschen sind Kummer gewöhnt. Wir haben es häufig genug auch in den Zeiten, wo wir noch nicht so zerschlagen waren, erlebt, daß man unserem Volkstum anderswo an das Leder ging. Zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzte die Unterdrückung des Deutschtums in den russischen Ostseeprovinzen ein. Damals sagte der preußische Ministerpräsident Bismarck zu dem russischen Gesandten v. Oubril, das seien Ereignisse „de la nature à soulever tous les coeurs honnêtes": geeignet, alle anständigen Herzen in Harnisch zu bringen. Trotzdem hat Bismarck nicht eingegriffen. Er hat die traditionelle Freundschaft zwischen Preußen-Deutschland und Rußland nicht aufs Spiel gesetzt, sondern immer wieder erklärt, wir dürften uns in die innere Politik des großen Nachbarreiches nicht einmengen.

Das gilt für uns Entwaffnete und Wehrlose heute leider erst recht.

Solange wir nicht das von Mussolini gesprächsweise vorgeschlagene „Tauschgeschäft" machen, müs-

sen wir stillschweigen. Der Brenner als Grenze des Königreichs Italien ist ebenso zu respektieren, wie der in Locarno von uns als Deutschlands Grenze, nicht als Deutschlands Strom anerkannte Rhein. Und was innerhalb ihrer Grenzen die Italiener machen, das ist ihre Innenpolitik, die uns laut Bismarck nichts angeht.

Es winkt uns aber ein viel größeres Tauschgeschäft. Nämlich die Möglichkeit, vorläufig von den 230 000 Deutschen in Südtirol etwas weniger zu sprechen, dafür aber 7 Millionen Deutsche anderswo für das Deutschtum zu retten. Und vielleicht auch noch die 230 000 Südtiroler dazu. Denn in dem Moment, in dem eine Parallelität der deutschen und der italienischen Politik erreicht wäre, würde Mussolini mit sich sprechen lassen.

Vielleicht ist es möglich, daß er sogar schon früher einlenkt. Daß er den Anreiz zu einer großherzigen Geste findet, die ihm auf einmal die Herzen des gesamten deutschen Volkes zuführen würde.

Er ist doch wie wenige Staatsmänner ein Kenner der Geschichte, ein Kenner der Psyche der Völker. Er weiß, wie überall unter Fremdherrschaft die Deutschen die festesten Stützen des herrschenden Regimes waren, wenn man ihnen nur ein gewisses kulturelles Eigenleben ließ. Selbst Rußland verdankt einen großen Teil seines Aufschwungs in dem 19. Jahrhundert den Balten. Generale und Regierungsbeamte, Gelehrte und Techniker trugen deutsche Namen. Auch das alte Preußen hatte seiner

Duldsamkeit viel zu verdanken. So wurden ohne jede Gewalt die französischen Refugiés bei uns — zu Zeiten hatte Berlin ein Drittel Franzosen — vollkommen eingedeutscht. Der Erstürmer der Spicherer Höhen, v. François, war einer dieser ehemaligen Franzosen. Die berühmte Erkundung vor Dionville-Mars la Tour machte der Leutnant v. Podbielski, der spätere General, der ein unzweifelhafter Polenabkömmling ist.

Oder soll ich an den General Pershing erinnern, den Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte im Weltkriege, dessen Voreltern — nur schrieben sie sich damals Pförsching — gute Elsässer Deutsche waren?

Wenn man eine Bevölkerung national entwurzelt, was einem Staate von 42 Millionen Einwohnern gegenüber 230000 Grenzern natürlich ein Leichtes ist, so entsittlicht man sie auch. Auf solche Zwangsitaliener kann sich Italien nachher nicht verlassen. Wem man sein Volkstum geraubt hat, der wird ein Verräter auch der neuen Gemeinschaft, am Ende gar haltloser Anarchist.

Wenn man dagegen, wie Mussolini es doch will, Schmied eines neuen großen Weltreiches zu werden gedenkt, muß man reines Metall haben. Italien besitzt Anziehendes genug für seine neuen Untertanen und bedarf gar nicht des unmenschlichen Zwanges. Junge Burschen aus Südtirol, die in irgend einer Garnison im inneren Italien ihrer Dienstpflicht genügt hatten, habe ich wiederholt gesprochen; sie

waren stolz auf ihre Waffe, stolz auf ihre Uniform, stolz auf die Disziplin und die Ordnung im Königreiche und hätten um alles in der Welt nicht die Schlamperei und die rote Parteiwirtschaft eintauschen mögen, die es nach ihrer Bekundung heute noch drüben im Österreichischen gibt.

Der Duce ist ein ausgezeichneter Reiter. Er weiß, was es heißt, die Zügel abwechselnd anzunehmen und nachzulassen. Wer mit starrer Faust reitet, der gewinnt das Pferd nicht seinem Willen. Es ist höchste Zeit, daß Mussolini in Südtirol die Zügel einmal nachläßt.

Heute liegen sich nationale Schriftsteller um seinetwillen in Deutschland in den Haaren. Sie können nicht gemeinsam für ihn eintreten und eine Politik im Bunde mit ihm gemeinsam dem deutschen Volke empfehlen, solange er guten Deutschen, die gute italienische Untertanen sind, ihr Volkstum erwürgt. Auch der Presse unserer Linken wird es leicht, antifaschistische Einstellung zu predigen, solange sie an deutsches Nationalgefühl um der entrechteten Südtiroler willen appellieren kann.

Wir warten auf Mussolinis großmütige Geste.

Wir können nicht mit Tanks und schwerer Artillerie und Flugzeugen Achtung unseres Volkstums erzwingen. Denn wir haben keine Tanks und keine schwere Artillerie und keine Flugzeuge.

Unser einziges Aktivum sind die 65 Millionen Menschen im Deutschen Reiche, aus denen irgendwann einmal wieder 8 Millionen Rekruten in einem neuen Weltkriege ausgehoben werden.

Wer die auf seiner Seite haben will, der muß dafür sorgen, daß eine starke Strömung sie ihm zuträgt.

Wir warten auf die Geste; auch wenn wir freilich zugeben müssen, daß sie infolge der „antifaschistischen" Reichstagswahlen in Deutschland unwahrscheinlicher geworden ist.

11.

Zwischen Italien und Österreich war leider immer Feindschaft und Mißtrauen. Aber Italien und Deutschland haben einander immer umworben.

Auch in den großen Kampf gegen die Mittelmächte trat Italien nur durch eine Kriegserklärung gegen Österreich ein. Uns wurde der Krieg damals nicht erklärt. Das ist nur eine kleine Nuance in der Form, gewiß; und wir haben sie nicht weiter beachtet. Und doch ist sie bezeichnend für die innere Stellung des Italienertums zu uns. Noch heute preist Mussolini offen alles das, was er der deutschen Kultur verdankt. Noch vor wenigen Monaten hat er dem bekannten Berliner Publizisten Rolf Brandt begeistert erzählt, daß er Gedichte von Platen ins Italienische übertragen habe, ja daß er sogar Klopstock lese, was in Deutschland selbst kein Mensch mehr tue.

Das Haus Habsburg, das statt dessen lieber im Inneren deutsche Politik hätte treiben sollen, aber slavische Politik trieb, hat jahrzehntelang zu einem Einbruch in Italien gerüstet, den sein Generalstabschef, Baron v. Conrad, für unausweichlich und notwendig hielt. In den Jahren 1903 und 1904 schien es schon, als stünde man unmittelbar vor Eröffnung der Feindseligkeiten. Südtirol wurde mit Truppen vollgestopft, neue feste Plätze erstanden überall, Waffenläger als Ausgangspunkt einer Offensive wurden errichtet, in einer mondhellen Januarnacht brachte man heimlich 14 schwere Geschütze in das

österreichische Fort Martignano, aus Galizien kamen Soldaten in neue Garnisonen in Südsteiermark.

Und alles wurde geleugnet.

Und in allen den Jahrzehnten bekam Kaiser Franz Joseph es niemals fertig, dem verbündeten Königreich Italien einen einzigen Höflichkeitsbesuch in Rom abzustatten; wie es hieß, weil er als christkatholischer Monarch dem Papste nicht den Schmerz antun wollte, als Verbündeter der Vernichter des Kirchenstaates in Rom zu erscheinen.

Ganz anders die Deutschen. Bismarck versuchte es schon 1881, den Italienern Tunis zuzuschanzen. Damals wäre es möglich gewesen; aber sie verpaßten im rechten Augenblick die nötige Zivilcourage. Unser Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, von den freudig erregten Italienern „unsere Feritze" genannt, hob in seinen Armen demonstrativ den erst neunjährigen Viktor Emanuel empor, als er sich dem Volk von Rom auf dem Balkon des Quirinals zeigte. Kaiser Wilhelm II. war oft und gern in Italien und brachte nach der abessinischen Niederlage von Adua 1896 als erster den Verbündeten Trost. Als er 1903 nach Rom kam, fuhr er, noch reisemüde, zunächst sofort zum Grabe des Königs Humbert und machte dann der Königin-Witwe Margherita seinen Besuch.

„Come è gentile, il vostro Imperatore", sagten mir damals in hellem Entzücken vornehme Italiener und genau so Italiener aus dem Volke.

Auch wirtschaftlich kamen wir den Italienern entgegen. Wir lösten sie aus der quälenden Abhängig-

keit von Frankreich. Unsere Selbstlosigkeit ging bis zur Vernachlässigung eigener Interessen. Auch in Deutschland selbst wurden die Italiener bis zum letzten Erdarbeiter herab gut aufgenommen. Das haben sie uns noch heute nicht vergessen.

Ihre Gebildeten aber wissen, daß nur durch die deutschen Waffensiege von 1870 die Befreiung und Einigung Italiens möglich geworden ist. Vorher war es zerrissen wie Deutschland auch. Unter Napoleon geknechtet und ausgeraubt. Unter seinen Nachfolgern am Aufstieg gehindert. Da wurde am 1. September der letzte Napoleon von den Deutschen geschlagen, am nächsten Tage gefangen abgeführt. Nun konnte am 20. September das geeinigte Italien seine Hauptstadt Rom erobern. Es gibt keine große Stadt im ganzen Lande, die nicht seither ihre „via 20. settembre", ihre Feststraße, zur Erinnerung an jenen Tag hätte.

Die Gebildeten in Italien wissen auch, daß das Schicksal Deutschlands und Italiens noch weitere Parallelen aufweist.

Auch Mussolini weiß es.

Er weiß, daß beide Staaten ein „Volk ohne Raum" beherbergen; und daß beide Staaten die einzigen in Europa sind, die noch eine große Irredenta haben, Millionen „unerlöster" Landsleute unter Fremdherrschaft.

Kleine italienische Volkssplitter, in den Küstenstädten aber enggedrängt, hausen drüben in Jugoslavien. Im schweizerischen Graubünden ist die Ita-

lianität der dortigen Romanen zweifelhaft, nicht aber die der Tessiner. In Nizza und ganz Südfrankreich wohnt mehr als eine Million Italiener; Corsica und Tunis sind nichts weniger als französisch; Tunis beherbergt viermal so viel Italiener als Franzosen.

Machen wir die gleiche Rechnung auf, so finden wir als stärksten Posten fast 4 Millionen unterdrückter Deutscher in der Tschechoslowakei. Weitere Millionen Geknechteter in Polen, im Elsaß, kleinere deutsche Volksteile in Eupen, Schleswig, Jugoslavien, Rumänien und — Südtirol. Dazu die Deutschösterreicher, die zwar nicht unter Fremdherrschaft schmachten, aber in Enge verdorren und von dem Anschluß an die große deutsche Heimat abgehalten werden. Und das Irrsinnigste, für Mussolini völlig Unbegreifliche: daß wir es uns gefallen lassen, von unserem Ostpreußen durch den polnischen Wallgraben und den „Staat" Danzig getrennt zu sein.

Mussolini hat sich nicht gescheut, zu erklären, daß ein männliches Volk von Ehre solche Grenzen nicht dulden könne.

Und wir können nur antworten: wir sind noch kein Volk von Ehre.

Wenn wir einmal so weit sind, dann will Mussolini uns zur Seite stehen. Seit sie das wissen, hassen die Franzosen ihn.

Er war noch nicht an der Macht, er war noch ein Abgeordneter der Minderheit und im übrigen Chefredakteur des Popolo d'Italia in Mailand, da

kam er — es war im Sommer 1922 — nach Berlin. Seine erste Auslandsreise nach dem Kriege. In Berlin besuchte er mehrere „nationale" Redaktionen, um hier auf den Busch zu klopfen, und auch Politiker der heutigen Großen Koalition, darunter den Zentrumsmann Wirth.

Als er dann im Herbst die Herrschaft in Rom übernommen hatte, schickte er sofort einen Vertrauensmann nach Berlin, der hier sondieren sollte, ob wir reif für einen deutschen „sacro egoismo" seien.

Im nächsten Jahre, 1923, warb er wieder um die nationale deutsche Seele. Es hatte eine Zeitlang den Anschein, als könne von Bayern die Erlösung kommen. Der Süden Deutschlands im erfolgreichen Vormarsch gegen den bolschewistischen Norden: das war so recht etwas nach dem Herzen Mussolinis, und wenn Kahr das gewesen wäre, wofür er ihn hielt, dann wäre der Marsch auf Berlin ein Seitenstück zu Mussolinis Marsch auf Rom geworden. Mussolini schickte den Dr. Cetaldi nach Deutschland, und zwar nach Ems, wo dieser Unterhändler sich mit bayrischen Politikern traf und ihnen namens Mussolinis versprach: das „Königreich" Bayern könne von Italien einen Lebensmittelkredit von 200 Millionen Goldlire erhalten.

Zwei Jahre später, im Frühling 1925, macht Mussolini wieder den Versuch, das nationale Deutschland, das erwachende Deutschland, das Deutschland der Freiheitskämpfer von 1813 zu finden.

Der General Capello, der frühere Oberbefehlshaber der 2. italienischen Armee am Isonzo, kommt in Begleitung seines ehemaligen Stabschefs nach Berlin. Der kleine drahtige General, mit dem dunklen Schnurbärtchen in dem braunen Gesicht, sucht unseren General v. Cramon auf, den deutschen Verhandlungsoffizier bei der Schnüffelkommission der Entente. Bei dem kann man natürlich auf nationale Weißglut rechnen. Er soll die Bekanntschaft mit weiteren Amtspersonen vermitteln. Man trifft sich in der Berliner Tiergartenstraße in der Villa eines deutschfreundlichen südamerikanischen Diplomaten, der auch für seine Person mit fiebernder Ungeduld das Erwachen des nationalen Deutschlands erwartet. Und General Capello erklärt:

„Ich spreche im Auftrage von Mussolini. Wenn Deutschland einmal seine Freiheit erkämpfen, seine irrsinnigen Grenzen korrigieren will, stellt Italien alles Nötige zur Verfügung. Auf den Tag haben Sie Waffen und Munition, Tanks und Flugzeuge; Sie brauchen nur zu bestellen."

Cramon gibt das Angebot pflichtgemäß weiter. An die vorgesetzte Behörde, an das Reichswehrministerium. Dort heißt es, man wolle mit der Sache nichts zu tun haben, man wolle nichts gehört haben.

Die Politiker reagieren erst recht sauer. Nie wieder Krieg. Kein Freiheitskampf, sondern Völkerversöhnung. Freundschaft mit Frankreich.

Nirgends in Deutschland findet Mussolinis Angebot Unterstützung.

Kein amtlicher Deutscher geht nach Italien, um Verhandlungen zu führen.

Nicht einmal die Diskretion über das Angebot wird gewahrt.

Capello kommt dann nach Rom zurück und wird von Mussolini angepfiffen. Mir wird erzählt, daß er jetzt im Gefängnis sitzt; wegen Beteiligung an einer Verschwörung gegen Mussolini.

Aus Schwärmerei für Deutschland hat Mussolini für uns nichts getan. Er ist und bleibt selbstverständlich Italiener. Als Italiener muß er wünschen, daß eine neue Entente gegen Frankreich sich bildet, rund herum, England, Spanien, Italien und Deutschland. Das sind alles Interessenten an der Sache; nur Deutschland verkennt nach Mussolinis Ansicht seine Interessen. Fehlt in der Kette Deutschland als Schlußglied, dann ist Italien selbst gefährdet. Eines Tages werden die Franzosen schlagartig über Süddeutschland hereinbrechen, von Straßburg über Nürnberg und Passau und Österreich bis zum Anschluß an Jugoslavien. Dann ist Italien, das rohstoffarme, blockiert und von der Einfuhr aus Norden abgeschnitten. Außerdem kann man natürlich, wie in der napoleonischen Zeit 1812, wieder deutsche Rekruten mit Stricken gefesselt zum französischen Heeresdienst pressen.

Er hat sich drehen und wenden müssen, der Duce, um die Franzosen es vergessen zu lassen, was er uns angeboten hat. Sie haben es nicht vergessen. Als er, von uns abgewiesen, vor Jahr und Tag ihnen

eine Vereinbarung auf unsere Kosten anbot, lachten sie höhnisch. Inzwischen haben sie mit den Engländern, die seit dem 20. Mai 1928, seit unseren letzten Wahlen, Deutschland dem Bolschewismus verfallen wähnen, eine neue Entente abgeschlossen.

Wir aber haben nur auf dem Papier beim verehrlichen Völkerbund den Minderheitenschutz verbrieft erhalten.

„Da habt Ihr Euren Minderheitenschutz!", sagt nun Mussolini mit schneidender Stimme und verbietet in Südtirol selbst im Religionsunterricht die deutsche Sprache. „Gehabt Euch wohl mit Eurem Völkerbund!" Also unsere franzosenfreundliche Politik, unser Völkerversöhnungsgefasel ist daran schuld, daß die Tiroler leiden.

Und daran schuld, daß wir keinerlei Aussicht haben, unser eigenes Schicksal zu mildern. Um von dem polnischen Wallgraben nicht erst zu sprechen: auch die Nichträumung des Rheinlandes, auch die Nichtabrüstung der Welt ist uns doch in Genf verbrieft worden. In einer Rede zu unserer Orientierung nach außen hat der deutschnationale Abgeordnete Professor v. Freytagh-Loringhoven noch vor anderthalb Jahren, im Parlament als erster, die Möglichkeit einer italienischen Kombination angedeutet. Es war, als ob man griechisch zu Botokuden spräche. Und doch wäre damals auch noch England zu haben gewesen, das uns wiederholt Mut gemacht hat; jetzt hat es das aufgegeben.

Mussolini geht seinen Weg weiter, selbst wenn er auf Unverständnis stößt. Sein Weg führt ihn zum Kampf um die Hegemonie im Mittelmeer. Durch Deutschlands Haltung ist diese Aussicht weit hinausgeschoben, England wieder an die Seite Frankreichs gedrängt worden. Ingrimmig konstatiert Mussolini, wie anders die Welt aussähe, wenn Deutschland für eine antifranzösische Entente zu haben gewesen wäre. Die Italiener hätten mit einem Male ihre ganze Irredenta und blutnötige Rohstoffgebiete. Und wir Deutschen hätten die Freiheit wieder und unsere Brüder in Freiheit . . .

Lächerlich.

Nieder mit Mussolini!

Was brauchen wir Freiheit, wenn wir den Sozialismus haben?

12.

Vor drei Jahren wurde das neue Stadion in Bologna eingeweiht. Eine hochgemute Menge von Tausenden umstand den Platz. Vom tiefblauen südlichen Himmel herab leuchtete jene Sonne, die nicht verschmachten läßt, sondern im Gegenteil frohe Erregung zum Rausche steigert.

Da sprengt ein einzelner Reiter, jeder Zoll stürmende und doch gebändigte Kraft, im Galopp die Rampe herauf.

Mussolini!

Hart vor dem Steilabfall der Tribüne pariert er, ohne brutal zu sein, mit Schenkeldruck und leichtem Zügelruck den Gaul, der sich fast auf die Hinterhand setzt und mit zitternden Flanken stehen bleibt. Hoch in den Bügeln hebt sich der Duce und reckt die Rechte zum römischen Gruß, während das blendende Weiß seiner Augäpfel aus dem braunen Gesichte wetterleuchtet. Das ist der schwarze Siegfried Italiens, das ist die verkörperte Idealgestalt des Römers von morgen, der wieder mächtig durch die Weltgeschichte einhergehen will; das ist völkische Jugend im vergreisenden Europa.

Hingerissen ist die Menge. Auch Nichtfaschisten jauchzen begeistert. Der Duce ist ein Standbild seiner selbst. Wenn er jetzt zu Stein erstarrte: kein Bildhauer brauchte an ihm zu polieren. Er ist eine faszinierende Erscheinung. Und seine Worte vollenden den Eindruck.

Dem kann sich niemand entziehen; und er weiß das. „Meine Reden sind nicht Reden im überlieferten Sinne dieses Begriffs, sie sind ein Funkenschlagen von meiner zu Eurer Seele.“ Ein Ästhet wie Shaw, der politisch ganz links steht, schreibt einen Panegyrikus über Mussolini. Ein sozialdemokratischer Führer, wie es der Franzose Thomas ist, singt ein Loblied auf die sozialen Einrichtungen des faschistischen Staates. Mussolini kennt die Macht seines Auftretens. „Ich habe ein tastsicheres und optisches Feingefühl für das, was die Massen in einem bestimmten Augenblick wollen und denken.“ Also ist er einer der größten Schauspieler und Demagogen, die je gelebt haben? Gewiß, auch das; aber noch viel mehr als das.

Denn nie war er Geschobener, immer war er Führer. Niemals hat er Mehrheiten anerkannt, stets nur die Tüchtigen.

Und zur Tüchtigkeit gehört vor allem die primitive Mannestugend, die Tapferkeit. Mussolini selber ist verwegen wie ein Berserker. Ihn reizt der Kampf und das Spiel im Kampf, ihn reizt auch nur der starke Gegner. Die stärkste Internationale jeder Gattung greift er an. Er nahm es mit der roten auf und schlug sie nieder. Er sprang sogar dem Papsttum an den Kragen und zerbrach die nichtfaschistischen katholischen Jugendverbände; worauf die Curie Frieden erbat und ihn am 11. Februar 1929 endlich mit dem königlichen Italien schloß, das fast 60 Jahre lang für sie ein Greuel gewesen war.

Mussolini hat dabei dem Kirchenstaat nicht einen Fußbreit italienischen Landes abgetreten.

Er scheut sich wirklich vor nichts und vor niemand. Er ging der Börse zu Leibe und packte die allmächtige Banca Commerciale. Er unterdrückte mit Gewalt die gefährlichen wie auch die harmlosen Freimaurerlogen. Und immer sagt er es gerade heraus. Mit rücksichtslosem Freimut sagt er, was er sagen will, zu jedermann in der Welt.

Auch zu der Entente. So, daß die Grenzen Ungarns und Deutschlands unerträglich seien. Versteht sich: für ein Volk von Ehre.

Daß wir die unserigen, namentlich im Osten, uns gefallen lassen, das versteht er nicht. Die Inschrift, die er auf die neuen 20-Lire-Stücke prägen ließ, war ebenso an uns wie an die Italiener adressiert: „Lieber einen Tag als Löwe leben denn hundert Jahre als Schaf!"

Als ein Deutscher ihn fragte, was man dazu sagen würde, wenn Deutschland sich von Versailles freimachte, antwortete er hart und fest: „Nichts!", und gab die Genehmigung zur Veröffentlichung dieser Antwort.

Aufrütteln möchte er uns, herausreißen aus der Lethargie.

Löwen will er als Gegner oder als Freunde, nicht Schafe.

Wenn man sein Leben, seine Taten, sein Wesen überdenkt, kann man nur sagen, daß Gott die Italiener mit diesem Manne begnadet hat; und viel-

leicht auch die übrigen Völker der Erde. Denn allein schon das, wie er dem fast 150jährigen überalterten Parlamentarismus entgegengetreten ist, ist ein Verdienst um die Menschheit. Männer machen die Geschichte; nicht Mehrheiten, nicht Massen. Als ich bei ihm war, wurde unser Gespräch sofort warm, als ich lächelnd ein Wort gegen den Parlamentarismus äußerte.

„Ich glaube, ich habe die mathematische Formel für das Wesen des Parlamentarismus gefunden."

„Wieso?"

„In einem Volke ist doch stets nur eine Minderheit klug und tapfer."

„Ja, und?"

„Die Mehrheit ist also dumm und feige!"

„Richtig."

„Und wenn nun ein Parlament nach dem Mehrheitswillen gewählt wird, so ist das Parlament mithin der Querschnitt der in einem Volke vorhandenen Dummheit und Feigheit."

Da lachte der Duce hellauf. Selbstverständlich war ihm nicht entgangen, daß diese Beweisführung einen kleinen logischen Haken hat. Aber die Keckheit der Geschichte amüsierte ihn. Sie trifft wesentliches. In dieser Erkenntnis haben jedenfalls die Ententemächte während des Krieges nicht parlamentarisch, sondern diktatorisch regiert. Wir machten es umgekehrt und haben die Folgen zu tragen.

Der Zauber der Persönlichkeit Mussolinis ist unbeschreiblich; bisher ist ihr noch jedermann erlegen.

Es liegt nicht an seinem Äußeren, daß man so in seinen Bann gerät, denn er ist weder eine Filmschönheit noch ein Riese von Bismarckformat noch eine ausgeprägt geistige Erscheinung. Aber das ist es eben: er ist ein ganzer Mann, hinreißend in seiner Kraft, bezwingend in seinem Willen. Endlich einmal sieht man eine Zügelfaust in der irrsinnigen Weltgeschichte. Endlich einmal einen Schmiedehammer, glühendes Eisen, sprühende Funken. Wenn dieses Eisen ins Wasser zischt, um Stahl zu werden, gibt es natürlich unholden Lärm. Aber dafür hat Mussolini unter vier Augen eine so liebenswürdige, ritterliche Art, daß man ihn gern haben muß. So gut er zu Pferde sitzt, so gut er — nicht nur in übertragenem, sondern auch in wörtlichem Sinne — den Hammer zu schwingen weiß, so gut paßt er auch in jeden Salon. Und dabei ist er doch von unten her gekommen, aus der Tiefe des Volkes, ist er ursprünglich der „unbekannte Soldat" des italienischen Proletariats gewesen.

Manchmal denke ich, auch uns könne keiner von den Höhen her helfen. Diese Leute haben zu viele Hemmungen. Sie denken immer an ihre weiße Weste, sind viel zu rechtlich für unsere Zeit. Vielleicht muß auch uns ein Gewalttätiger kommen, der von links nach rechts umgelernt hat.

In Rom lernte ich einmal zufällig den französischen Maler Godard kennen. Das ist der heutige Lenbach von Paris. Er malt Könige, Päpste, Feldherren, Staatsmänner. Er befand sich nun schon

seit Monaten in Rom, um für verschiedene Amtsräume im Staatsauftrag Mussolini zu porträtieren. In vielen Sitzungen war er dem Duce auch menschlich näher getreten.

Er fragte mich nach meinem Urteil über den Mann. Ich stutzte einen Augenblick. Dann sagte ich:

„C'est un monstre sympathique!"

Mir fiel gerade nichts besseres ein: ein Ungeheuer, aber ein liebenswertes. Godard nun leuchteten die Augen. Kürzer und treffender, meinte er, könne man den Duce nicht charakterisieren.

Vielleicht werden einmal auch diejenigen Italiener, die heute unter Mussolinis Faust zusammengebrochen sind, alle die Andersdenkenden unter den Demokraten und Sozialisten und katholischen Popolari — auch der römischen Zentrumspartei ist er ja an die Gurgel gefahren —, zu diesem Urteil gelangen. Denn in der inneren Politik ist das letzte Ziel Mussolinis doch nicht die Vernichtung, sondern die Bekehrung und Gewinnung des Gegners. So plump wie manche aus seiner Gefolgschaft ist er nicht.

Es ist doch bezeichnend, daß er beispielsweise in Südtirol, im Alto Adige, wie die Italiener es nennen, in der Sache zwar mit grausamer Härte unbeirrt vorgeht, in der Form aber gewisse weltmännische Züge zeigt. Die Denkmäler aus der österreichischen Zeit, ob es sich nun um Andreas Hofer oder Walter von der Vogelweide handelt, läßt er eigens durch starke Posten bewachen, damit nicht

wieder irgend ein Überfaschist sie besudelt oder verstümmelt. Und auf dem Siegestor, das in Bozen im Beisein des Königs eingeweiht wurde, ließ er im letzten Augenblick die Inschrift ändern. Nicht mehr, „den Barbaren“ habe Rom die Kultur gelehrt, steht jetzt da, sondern: „den Übrigen“.

In seinen Augen sind wir ja auch keine Barbaren. Er bekennt gern, wieviel er von uns gelernt hat. Allerdings nicht von den heutigen Deutschen; die bemitleidet oder verachtet er. Aber aus unserer versunkenen Geschichte hat er doch die Pädagogik übernommen, die Friedrich Wilhelm, der Vater des Alten Fritz, als erster Fürst in Europa zur Anwendung gebracht hatte. Nach dessen System werden heute auch die italienischen Beamten erzogen, zu Arbeit und zu Sparsamkeit. Die Kosten für Dienstaufwand werden ihnen bis auf Heller und Pfennig nachgerechnet, Tinte und Feder zählt man ihnen mit äußerster Genauigkeit vor. Und nicht die Herkunft, auch nicht das faschistische Parteibuch sollen die Karriere machen, sondern nur das Wissen und die persönliche Tüchtigkeit.

Man will allmählich damit durchdringen.

Aus der Zeit der Kinderkrankheiten ist der Faschismus heraus. Gelegentlich hat der Duce fürchterlich Musterung gehalten. Noch heute fliegt ein Minister manchmal urplötzlich aus dem Amt. Auch General Nobile bekam seinen schlichten Abschied ohne Pension.

Es hat den Anschein, daß das System gefestigt ist.

Die Gefahr der Futterkrippe ist nur noch nicht ganz überwunden.

Aber immer noch behaupten Leute am grünen Tisch im übrigen Europa, das System sei nur auf die beiden Augen von Mussolini gestellt. Wenn er einmal eines natürlichen oder, was noch wahrscheinlicher sei, eines gewaltsamen Todes sterbe, werde das System alsbald unter fürchterlichen Zuckungen verenden.

Aber gerade vor einem solchen Schicksal graut es heute schon fast allen Italienern. In Mailand sprach ich mit einem führenden Wirtschaftler darüber. Er meinte, dann gebe es eine soziale Revolution, gegen die die große französische oder die des Bolschewismus ein Kinderspiel gewesen sei. Das fühle jedermann. Aus diesem Grunde aber werde auch jedermann, wenige ganz Rabiate ausgeschlossen, bei Mussolinis einstigem Heimgang Disziplin bewahren. Allenfalls werde man dann für eine kurze Periode des Übergangs statt der faschistischen Diktatur eine Diktatur des regulären Heeres bekommen. Und in dem Augenblick atme das ganze Volk dankbar auf, nicht am wenigsten die Arbeiter.

Das ist unzweifelhaft richtig gesehen.

Auch für den Fall seines Todes hat Mussolini jetzt vorgesorgt. Am 20. September 1928 ist alles geregelt worden. Die Diktatur ist fortan verfassungsgemäß, ihre und die königliche Gewalt sind gegeneinander ausgewogen. Stirbt Mussolini, so ernennt der König seinen Nachfolger aus einer vom Groß-

rat ihm vorgelegten Liste. Umgekehrt hat der jeweilige Diktator das Recht, bei einem Thronwechsel einzugreifen. Nicht etwa das, das Königshaus abzusetzen; wohl aber, einen etwa ungeeigneten Kronprinzen abzulehnen und statt seiner ein anderes Mitglied des Hauses zu nehmen. Seit dem 20. September ist also die Nachfolge Mussolinis durch einen ebenso monarchisch eingestellten neuen Diktator gesichert. Umgekehrt ist aber auch das vaterländische Italien fortan sicher vor einem etwa geisteskranken oder kosmopolitischen, pazifistischen oder sonst untauglichen Thronerben.

Das, was Mussolini schmiedet, hält. Das in den ersten Jahren notwendige Zwing-Uri seiner Partei war für ihn nicht Ziel, sondern Etappenstation. Ein stählernes Volk wollte und will er schmieden. Das Werk ist im Gelingen; obwohl es sich um Italiener, also zum Teil zu weiches, zum Teil zu sprödes Material handelt.

Auch darf man durchaus nicht vergessen, daß die Italiener keine reinen Römer, sondern ein Mischvolk sind. Wer bei vielen von ihnen das wehende Kräuselhaar sieht, der weiß, wie stark von der anderen Seite des Mittelmeeres her arabisches und Negerblut herzugeströmt ist. Setzt man diesen Leuten einen Fes auf, so sind sie von einem tunesischen Fremdennepper nicht zu unterscheiden. Sie sind wortreich und unzuverlässig. Sie sind welsch, sie sind falsch. Wenn man dies, was doch auf große Teile des Italienertums zutrifft, weiß, ermißt man erst

das Ungeheure der Aufgabe Mussolinis. Er will seine Leute vor allem moralisch umerziehen, zu starken und reinen Menschen machen. Jetzt freuen sich Zehntausende unter ihnen schon ihrer federnden Kraft. Nach wenigen Jahren wird der Duce in ihrer aller Herzen ein unzerstörbares Denkmal haben. Darunter steht: dem Schmied Roms, dem Neuschöpfer seines Volkes.

Und die Geschichte wird dazu vielleicht die Inschrift meißeln: dem Umwerter Europas, dem Erwecker der Mannheit und der Wahrheit.



